



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

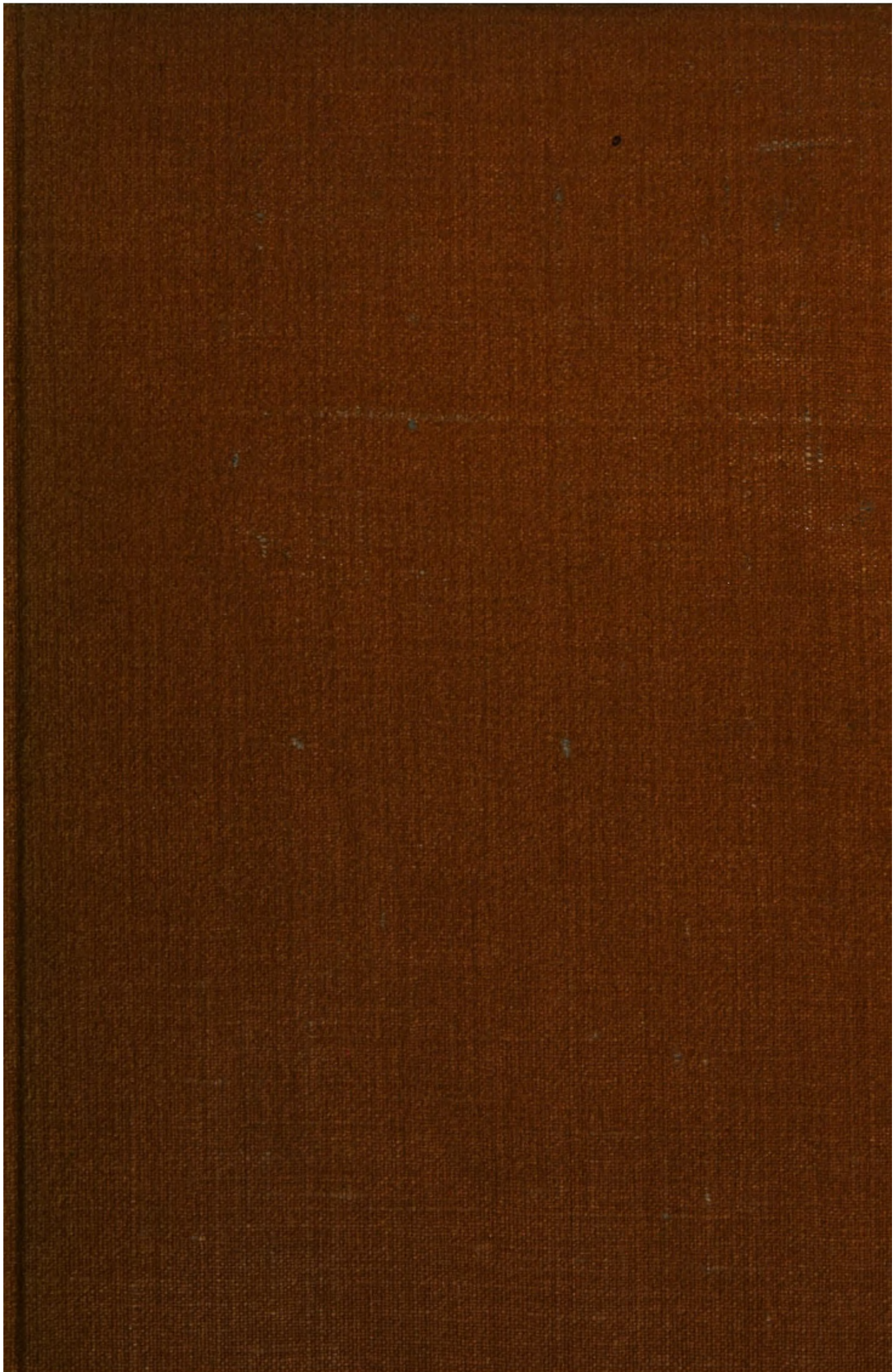
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



✓

~~258 f 13~~

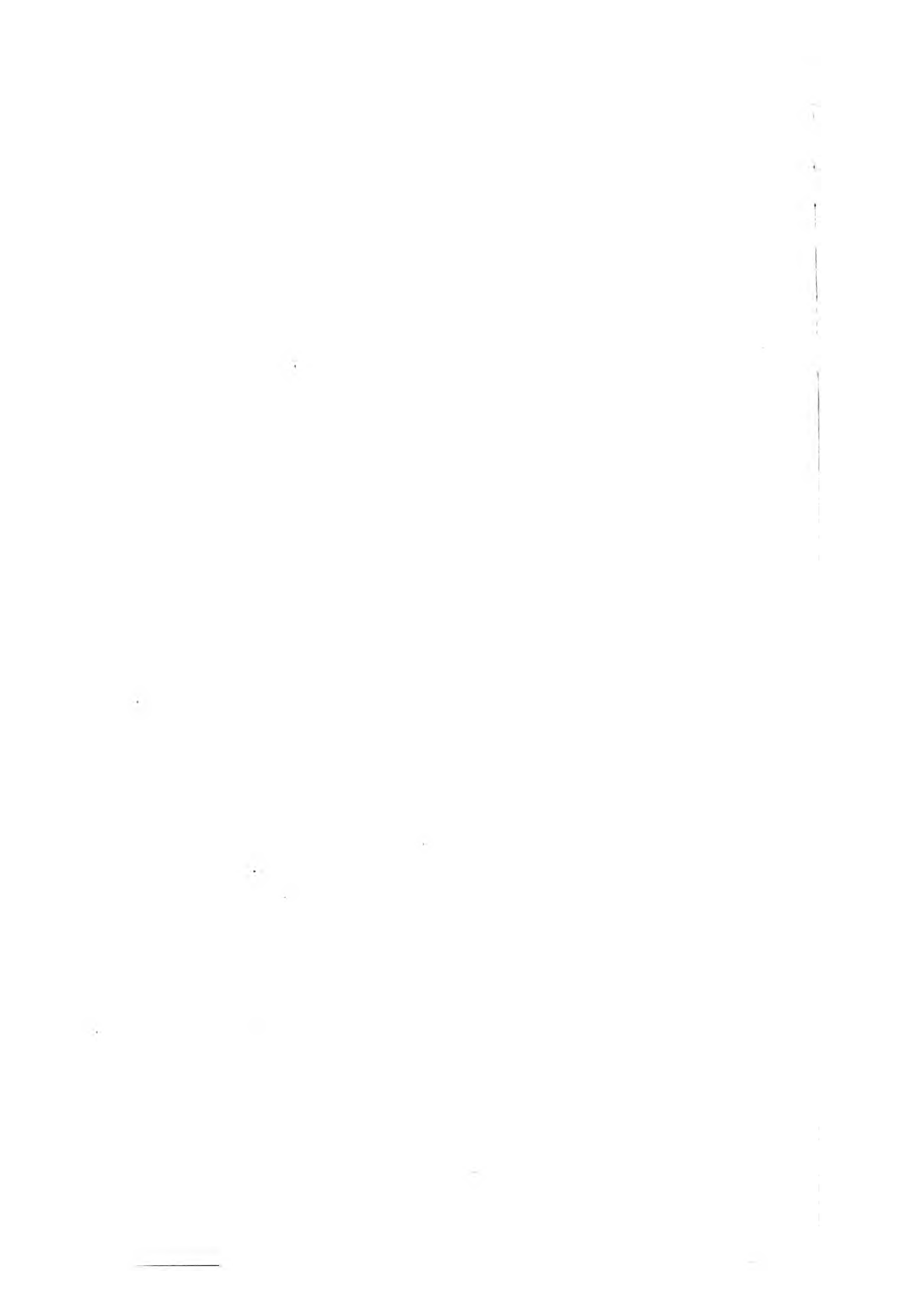
~~258 g 35~~

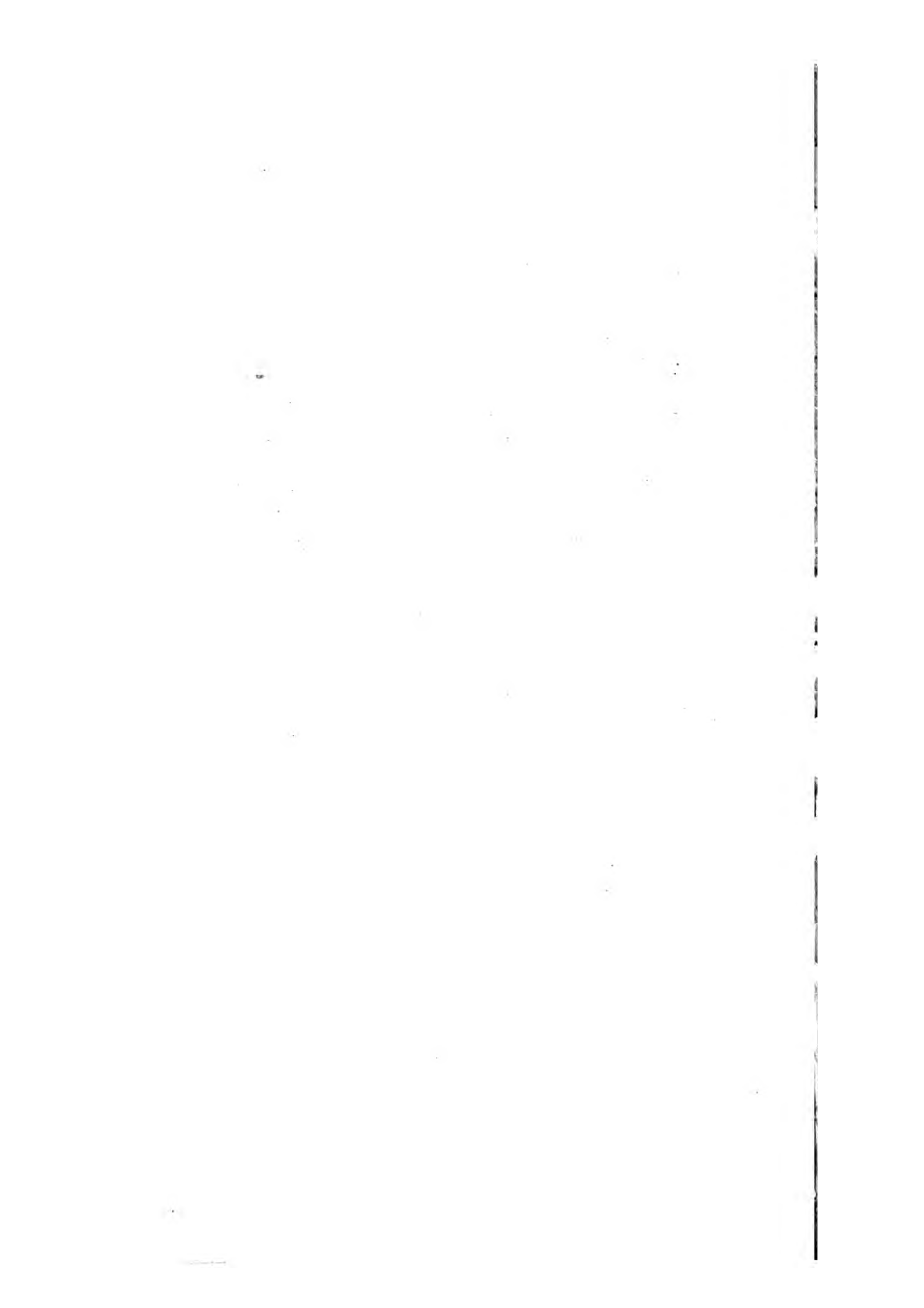


TNR 4738

~~EF 672 A.1~~







Der Dichter
der
Geharnschten Venus.

Eine litterarhistorische Untersuchung

von

Albert Köster.



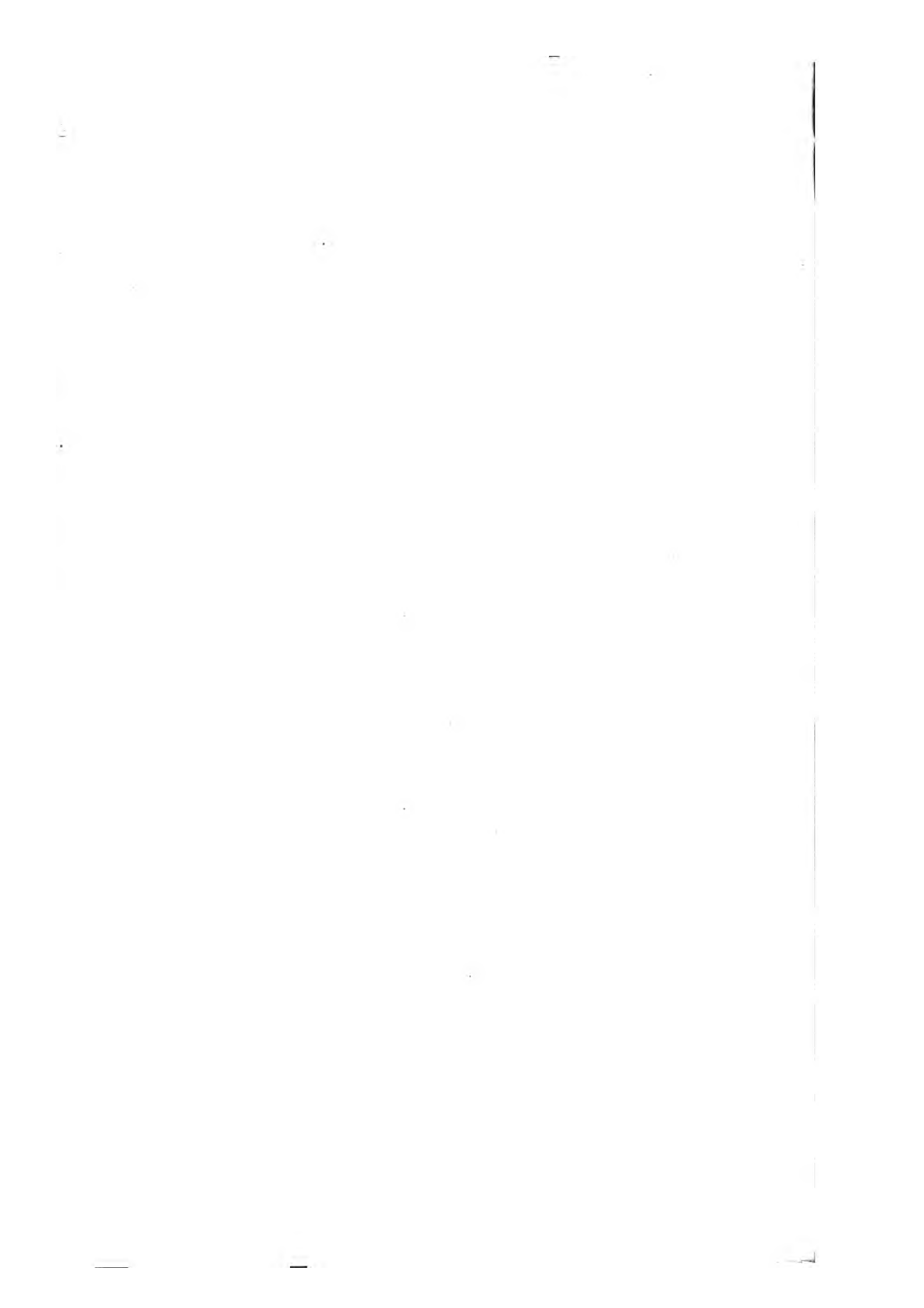
Marburg.

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

1897.

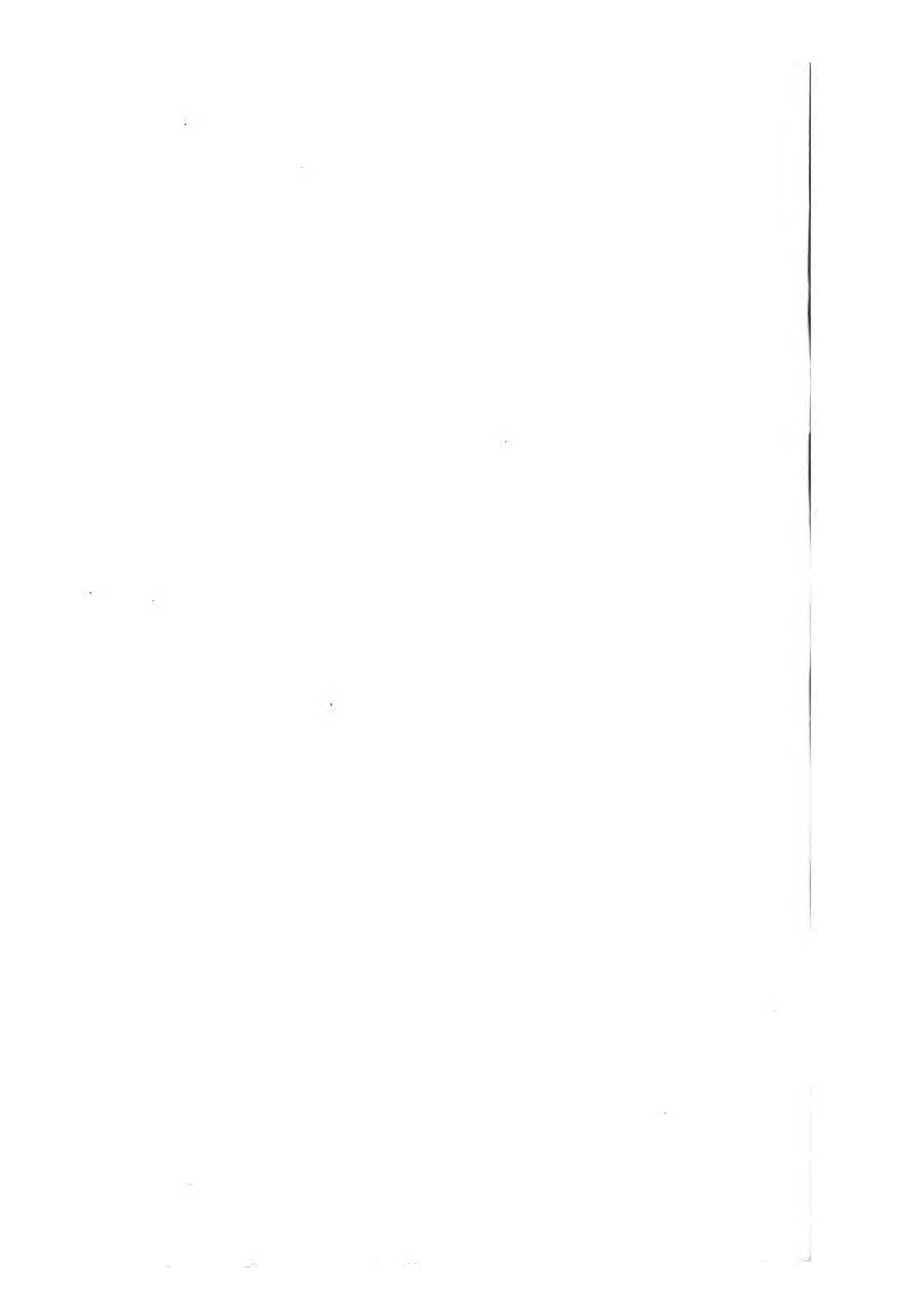


An Edward Schröder.



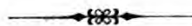
Es bedarf, lieber Freund, zwischen uns keiner besondern Versicherung der Freude über ein kollegiales Verhältnis, das harmonischer nicht zu wünschen und zum besten Teile Ihr Verdienst ist. Wohl aber bedarf es einmal von meiner Seite eines äußeren Zeichens meiner dankbaren Gesinnung. Nur als ein solches Symbolum nehmen Sie diese Blätter auf, die ich hiermit in Ihre Hände lege. Sie werden verstehen, warum ich gerade dieses Büchlein Ihnen zueigne. Wissen Sie noch? Eine Ihrer ersten Arbeiten, die Sie mir bald nach meiner Einführung in das Marburger Lehramt brachten, war jener kleine Aufsatz aus der Allgemeinen Deutschen Biographie, in dem Sie das Leben und Schaffen des trefflichen Lexikographen Kaspar Stieler dargestellt haben. Hier empfangen Sie die notwendige Ergänzung dazu. Schilderten Sie uns den „Spaten“, so bringe ich Ihnen hier den Frühen.

A. K.



Inhalt.

	Seite.
Einleitung	1
I. Filidor und Jacob Schwieger	6
1. Sprachliche Merkmale	7
2. Rhythmisches Gefühl	14
3. Anordnung der Gedichte	27
II. Filidors litterarische Persönlichkeit	39
1. Seine Heimat	39
2. Abhängigkeit von Fleming und seinen Nach- ahmern	52
3. Abhängigkeit von Simon Dach und den Seinen	65
III. Filidors bürgerliche Persönlichkeit	77
1. Beziehungen zu Königsberg	78
2. Beziehungen zu Erfurt	85
3. Die Königsberger Matrifel	90
IV. Nachprüfung	92
1. Lebensschicksale	92
2. Die musikalischen Beigaben	98
3. Der Deutsche Sprachschak	102
4. Das entscheidende Anagramm	111
Schluß	113



Gebrauchte Abkürzungen.

- AR. = J. Schwiegers Adelige Rose, 1659.
Br. = C. Brehmens Gedichte, 1637.
DG. = G. Findelthausens Deutsche Gefänge, o. J.
Fl. = P. Flemings deutsche Gedichte, herausgegeben von Lappenberg.
FR. = [J. Schwieger], Flüchtige Feldrosen, 1655.
GV. = Die Geharnschte Venus, herausgegeben von Raehse.
K. = Gedichte des Königsberger Dichterkreises, herausgegeben von Fischer.
Lgr. = J. Schwiegers Liebesgrillen, 1654.
LL. = G. F[indelthaus], Lustige Lieder, 1648.
XXXTG. = G. F[indelthaus], XXX Deutsche Gefänge, 1642.
TSpr. = [C. Stieler], Der Deutschen Sprache Stamm-
baum und Fortwachs, 1691.
WKF. = R. Wasserhuns Rauff-Fenster, 1644.
-

Die Lyrik des siebzehnten Jahrhunderts, die weltliche vorab, ist nicht deshalb so arm, weil es ihr an rührigen Talenten gefehlt hätte, sondern weil der ganzen Zeit Eines abging: die Ehrfurcht vor der Kunst. An äußeren, oberflächlichen Bezeugungen des Interesse hat es ja freilich nicht gefehlt. Von seiten des Publikums geschah manches. Sieht man die Bilder der Zeit an, die uns gesellige Zustände schildern, so gewahrt man, daß offenbar viel musiziert, viel gesungen wurde, bei hoch und niedrig. Aber Poesie und Tonkunst gewähren nur flüchtige gesellige Unterhaltung; es sind satte Menschen, die da ihre Lieder anstimmen. Sie wissen, daß zu jeder rechten Taufe, Hochzeit und Trauerfestlichkeit ein eignes Carmen bestellt wird; sie fordern aber auch, daß, wo man recitiert und singt, zugleich ordentlich geschmaust wird. Hält die Linke die Laute, so schwingt die Rechte das Spitzglas. Und blickt man hinüber zu den Dichtern, die für dieses Publikum

zu sorgen hatten, so thut sich nur die Rehrseite des Bildes auf: die Kunst des Dichtens ist eine gefellige Fertigkeit; so oft der Auftraggeber es wünscht, macht der Poet ein Gedicht. Zu keiner früheren Zeit war so viel gereimt worden wie im siebzehnten Jahrhundert. Kein Wunder, daß die Dichter sich sehr schnell erschöpften, und daß Motive, Phrasen und Reime unermüdlich wiederholt wurden.

Wir fragen uns erstaunt, ob denn die Menschen dies ewige Einerlei nicht satt bekamen, ob sie gar nicht merkten, daß sie sich beständig mit denselben Gründen trösteten und über dieselben Scherze lachten. Die Antwort darauf ist nicht leicht; wir haben keine klare Vorstellung; in wie weite Kreise das Werk eines einzelnen Dichters gedrungen ist, wie stark die Auflagen seiner Gedichte waren und Ähnliches mehr. Im großen Publikum wird man von der ermüdenden Gleichförmigkeit der lyrischen Produktion kaum eine Ahnung gehabt und jede neue Probe mit ähnlicher Genugthuung aufgenommen haben wie heute etwa ein frisches Polterabendgedicht oder ein Frühlingslied. Aber die Dichter geben uns ein psychologisches Rätsel auf. Sie mußten doch wissen, wie viel einer vom andern abschrieb. Und wenn sie trotzdem so dürftig fortwirtschafteten, so kann das seine

Erklärung nur in den besondern Anschauungen ihrer Zeit finden. Das siebzehnte Jahrhundert betrachtete das Versmachen an sich als verdienstlich; in der verwahrlosten, eben erst wieder gesäuberten Haupt- und Heldensprache zu dichten, das Ausland zu beschämen, mit Hellas und Rom zu wetteifern, das war der allgemeine Ehrgeiz. Was verschlug es dabei, ob das, was man vorbrachte, andre schon ebenso gut und besser gesagt hatten. War doch der Respekt vor dem geistigen Eigentum kaum jemals so tief gesunken wie in den Jahren, da auch das materielle Eigentum wenig sicher erschien. Zu einer Zeit, wo ein Student das Diktat seines Lehrers einfach in einer fremden Stadt als sein eignes Opus herausgab, oder wo einer dem andern seine Gedichte stahl und drucken ließ, da mochte es schon rühmendwert sein, wenn nur die litterarische Entlehnung nicht gar zu plump vor sich ging. Stellte sich die Nachahmung oder Parodie gar als ein Akt der Huldigung vor dem anerkannten Meister dar, so war gegen sie nicht das mindeste mehr einzuwenden.

Bei solcher Beschaffenheit der deutschen Lyrik des siebzehnten Jahrhunderts war es geboten, sie einmal summarisch zu betrachten, und zu zeigen, wie typische Formen und Wendungen in die Mode kamen, sich

überlebten und wieder der Vergessenheit verfielen. Die Arbeiten von Max von Waldberg haben uns nach dieser Richtung viele Förderung gebracht. Aber so lehrreich solche Betrachtung ist, so dürfen wir über den allgemeinen Merkmalen doch nicht die individuellen Erscheinungen vergessen. Hinter jeder Sammlung von lyrischen Gedichten, sie mag noch so dürftig sein, steht ja ein Mensch von Fleisch und Blut, mit eignen Schicksalen, Freuden und Leiden. Und den wahren Charakter einer Zeit, ihr Streben, ihre Sehnsucht, ihre Bedürfnisse, ihr tägliches Treiben, ihre Kunst, all ihre Vorzüge und Fehler lernt man doch erst dann recht kennen, wenn es gelungen ist, in das Seelenleben vieler Einzelmenschen wie in den Busen eines Freundes tief hineinzuschauen. Gewiß verdient es nicht ein jeder, daß man sich lange um ihn bemüht; aber auch manchen, der es wert ist, hat man noch nicht nach Gebühr gewürdigt. Das Erkennen einer neuen Individualität aber, aus nahen oder fernen Tagen, zumal aus Zeiten, die arm an Individualitäten waren, dünkt mich stets ein Gewinn.

Diese Zeilen schicke ich voraus, damit man wisse, was ich mit meiner kleinen Schrift bezwecke. Es ist mir von jeher leid gewesen, daß der Dichter der „Beharnschten Venus“, einer der begabtesten Lyriker

seiner Zeit, namenlos herumliegend, oder, was noch schlimmer war, daß man seine Lieder einem künstlerisch ganz Unwürdigen zuschrieb. Aber natürlich kommt es mir nicht nur auf die Nennung des wirklichen Namens an; sondern ich suche einem künftigen Biographen Material zur Charakteristik des jugendlichen Poeten und zugleich in Bruchstücken einen Commentar zur „Geharnischten Venus“ zu geben.



I.

Im Jahre 1660 erschien in Hamburg die „Geharnschte Venus“, deren Verfasser sich hinter dem Pseudonym „Filidor der Dorfferer“ verbarg. Das Buch erregte nicht viel Aufsehen; es erlebte nur eine einzige Auflage, vielleicht deshalb, weil es in manchem von der gewöhnlichen Duzendware abwich. Erst die Nachwelt hat dem Dichter eine größere Wertschätzung zuteil werden lassen und hat nach seinem Namen gefragt. Kleine Kontroversen tauchten dabei auf; schließlich aber einigte man sich mit Berufung auf eine Notiz bei Moller dahin, dem niederdeutschen Poeten Jacob Schwieger die Sammlung zuzuschreiben. Und als Theobald Raehje 1888 einen längst gewünschten Neudruck veranstaltete, setzte er ohne weiteres auf den Titel: Jacob Schwieger, Geharnschte Venus, 1660. Dabei blieb es kurze Zeit; in Aufsätzen¹ und Wörterbüchern galt Schwieger als

¹ F. A. Mayer, Horaz in Jacob Schwiegers „Geharnschte Venus“, Seufferts Vierteljahrsschrift 2, 470 f. —

der rechtmäßige Autor. Nur Reifferscheid hat in der Allg. deutschen Biogr. 33, 446 entschiedene Zweifel erhoben, ohne aber den wahren Verfasser auch nur zu vermuten.

In der That, es ist klar zu erkennen, daß man an Jacob Schwieger gar nicht denken darf. Und wenn ich der Widerlegung des alten Irrtums hier das ganze erste Kapitel widme, so geschieht es nicht so sehr, um Schwieger zu beseitigen, als um im zweiten und dritten Unterabschnitt einiges zur Charakteristik des wahren Dichters beizubringen.

1.

Jacob Schwieger ist wahrscheinlich im Jahre 1646 zur Universität gegangen¹ und hat 1654 seine ersten Gedichte herausgegeben. Er kann schon deshalb nicht mit Filidor dem Dorfferer identisch sein, der 1660 die Geharnschte Venus als Erstlingswerk veröffentlichte. Dazu kommt, worauf schon Reifferscheid hingewiesen hat, daß es Schwiegers Art nicht ist,

U. Puls, Römische Vorbilder für Schwiegers „Geharnschte Venus“, ebenda 3, 236—251.

¹ Nicht erst 1650, wie meistens zu lesen ist. Ich besitze ein Exemplar von Johann Rists Poetischem Schauplatz 1646, in das sich als erster Eigentümer handschriftlich eingetragen hat: Jacobus Schwieger. S. S. Theol. Studiosus. A°. 1646.

eins seiner Werke anonym zu lassen; immer nennt er sich sorgsam auf dem Titel oder ist als der Schäfer Siegreich zu erkennen. Für einen genaueren Vergleich mit Filidor kommen drei Sammlungen in Betracht:

1655: Des Flüchtigen Flüchtige Feld-Rosen (von mir citiert als FR.).

1656: Die vermehrte Ausgabe der Liebes-Grillen (citiert als Lgr.).

1659: Die Ubeliche Rose (citiert als AR.).

Mitten in diese Reihe müßte die Geharnschte Venus (citiert als GV.) fallen; denn die Vorreden beweisen, daß das Manuskript bereits 1657 fertig war, aber erst 1660 gedruckt wurde.

Gleich da taucht ein Bedenken auf. Welchen Grund sollte Schwieger, der ruhig auf der Scholle saß, gehabt haben, das fertige Manuskript so lange zurückzuhalten? Welches Hindernis sollte den Druck verzögert haben? Schwieger ist immer sehr besorgt gewesen, daß seine Reimereien schnell ans Licht kamen, und daß kein Bösewicht sie ihm wegschnappte. Es ist zudem psychologisch unmöglich, daß der Holsteinische Geistliche, der stets bedacht war, auf das zartere Geschlecht zu wirken, der 1655 seine Feldrosen fünf Leipziger Schwestern zueignete und 1659

die Verlachte Venus „denen Hoch= Ehr= und Tugend= edelen Glücksburginnen“ widmete, — daß dieser tugendfelige Mann plötzlich 1660 mit einer gepfefferten Gabe erschienen sei, mit der er drei Jahre hinter dem Berge gehalten.

Und sieht man nun gar auf die Behandlung im einzelnen, so bleibt gar keine Übereinstimmung zwischen Schwieger und Filidor. Beide berühren sich bisweilen stofflich: Das Motiv von dem Alten, der eine Junge freit, ein Loblied auf die Nacht, eine Beschreibung der Geliebten, ein Gesang an Venus über Amors Macht und ähnliches findet sich bei beiden. Aber die Unterschiede sind handgreiflich. Schwieger hat gar keine echte Sinnlichkeit; selbst in den lüfternen Zumutungen an die Geliebte, wo er sich so recht leicht und fest geben möchte, ist er unglaublich täppisch. Bei ihm blickt überall der Theologe durch; er will moralische Wirkungen ausüben, abschrecken, warnen. In den Feldrosen läßt er zwei Nymphen ein ganz dogmatisches Tauflied singen; selbst in Liebesliedern stehen Wendungen wie

Wol dem der sein Kreuz nimt an
Und gedültig tragen kan.

Ein Freund wird angejungen als Schäfer Damon; aber da er im bürgerlichen Leben stud.

theol. ist, so fällt Schwieger aus der Rolle und wünscht:

Damon muß noch lange Jahr
Leben, auch mit seinen Lehren
Vihles Volk zu Gott bekehren.

Auch der schönen Treugarde werden erst allerlei Komplimente gemacht und dann die ewige Seligkeit gewünscht. So wechseln in verdrießlichster Weise Ländelei und Salbung. Von alledem ist nichts bei Filidor zu spüren. Der läßt den Herrgott aus dem Spiel. Er ist oft von Herzen unanständig, aber man kann ihm nicht allzu böse sein. Ein warmblütiger Gesell ist er eben, der gleiche Brüder lachen machen will.

Der Unterschied beider Dichter wird immer klarer, wenn man nun erst die sprachliche Form ihrer Lieder ins Auge faßt. Ich darf hier freilich nicht zuviel aus späteren Abschnitten vorwegnehmen, möchte auch ein paar prinzipielle Bemerkungen lieber für das zweite Kapitel aufsparen; aber einige Beobachtungen über den Wortschatz beider Dichter zeigen schon die Unterschiede.

Sehr charakteristisch sind für Schwieger die immer wiederkehrenden Anreden an die Geliebte oder Bezeichnungen für die Schöne:

Mein Aufenthalt (FR. 3mal, Lgr. 5mal, AR. 3mal).

Freundin (FR. einmal, AR. 2mal).

Licht (Lgr. 4mal, AR. 17mal).

Seele, Seelchen (FR. 3mal, Lgr. 5mal, AR. 11mal).

Bild (FR. 7mal, Lgr. 16mal, AR. 5mal).

Rubin (FR. 2mal, Lgr. 1mal, AR. 3mal).

Täubelein (FR. 2mal, Lgr. 6mal, AR. 5mal).

Riß, Riß der Tugend u. dgl. (FR. 4mal, Lgr. 5mal, AR. 1mal).

Geehrte (Lgr. 1mal, AR. 5mal).

Lamm (AR. 5mal, sogar einmal „geehrtes Lamm“).

Man sieht an den Zahlen, wie diese Manier bei Schwieger zunimmt; bei Filidor ist dergleichen ganz ungebräuchlich. Das Wort „Bild“ für die Geliebte kommt ein einziges Mal vor, und auch da mit dem Zusatz „Bild der Trefflichkeiten“ (GV. VI 6, 3). Ja, selbst wo auf den ersten Blick die Praxis gleich ist, zeigen sich doch Unterschiede. Überall ist im 17. Jahrhundert die Bezeichnung „Kind“ für die Geliebte zu finden; Schwieger wendet das Wort FR. 8mal, Lgr. 12mal, AR. 15mal an. Bei Filidor ist der Gebrauch viel umfassender. Nicht nur die

Geliebte (GV. III 9, 1; V 8, 5; VI 3, 2 u. ö.)¹,
sondern jedes vertraute Wesen, die hilfreiche Magd
(IV 4, 3), vor allem der Dichter selbst als Liebender
erhält diese Bezeichnung:

GV. II 6, 1: Das heißt mit falschen Eides-schwüren
ein allzu gläubig Kind verführen.

II 7, 6: Wär' ich wie du ein falsches Kind.

VI 9, 8: bleib geneiget deinem Kinde!

Es giebt sodann eine ganze Menge Wörter und
Wendungen, die Schwieger offenbar liebt und die
Filidor ganz fremd sind:

Menschgöttin (AR. 4mal).

Wangenseld (Lgr. 1mal, AR. 4mal).

Mein Herzen Adelmucht (AR. 3mal).

Die Verstärkung des „dennoch“ durch „doch“, also
„doch dennoch“ (FR. 1mal, Lgr. 2mal, AR.
2mal).

Von Flandern (=flatterhaft) sein (Lgr. 1mal, AR. 2mal,
auch 2mal „flandrisch“).

Eigentümlich sind besonders die Wendungen mit
„mehr als“, die stetig zunehmen:

¹ Die „Geharnschte Venus“ wird nach Büchern, Liedern
und Strophen citiert; III 9, 1 bedeutet also: Drittes Behen,
neuntes Lied, erste Strophe.

FR. so ist mir mehr als wol.

Lgr. die mehr als güldne Kron'.

Denn der Augen Blitz und Schein
können mehr als kräftig sein.

AR. Deine mehr als Lilien Wangen.

Deine mehr als Zucker Wangen.

O mehr als Hellen gleiche Plagen.

Den mehr als güldnen Schmuck.

An die mehr als Rosen-schöne Adelmucht.

Auch der Deminutiva ist in Kürze zu gedenken. Schon Fleming wendet sie nicht gerade sparsam an; dann nimmt der Gebrauch sowohl bei Poeten der Besenschen Richtung, wie bei den Nürnbergern außerordentlich zu. Und auch Schwieger macht die Mode mit; seine Gedichte erhalten dadurch eine Süßlichkeit, die Filibors Liedern ganz fremd ist. Eine Zusammenstellung kann wieder die stetige Zunahme zeigen: Tröpfelein, Herzelein, Zweigelein (sämtlich FR. 1mal), Wünschelein (FR. 2mal, Lgr. 2mal), Liebelein (FR. 4mal, Lgr. 1mal), Mugelein (FR. 1mal, Lgr. 2mal), Liebelein (FR. 2mal, Lgr. 2mal), Kindelein (FR. 1mal, AR. 2mal), Kränzelein (FR. 1mal, AR. 1mal), Schäfelein (FR. 3mal, Lgr. 4mal, AR. 2mal), Täubelein (FR. 2mal, Lgr. 6mal, AR. 6mal), Häuselein, Fünfelein, Blümelein, Pärelein, Vögelein,

Fensterlein, Hündelein (sämtlich Lgr. 1mal), Seufzerlein (Lgr. 2mal), Kämmerlein (Lgr. 1mal, AR. 1mal), Küffelein (Lgr. 5mal, AR. 1mal), Mündelein (Lgr. 3mal, AR. 1mal); Gräblein, Büchelein, Bettelein, Mägdelein, Zeltlein, Thierlein (AR. je 1mal), Körbelein (AR. 5mal), Köselein (AR. 10mal). Derartige Aufzählungen könnten noch weiter die Vorstellung von dem Charakter Schwiegerscher Poesien vervollständigen und die Verschiedenheit ihres Autors von Filidor dem Dorfferer erhärten. Aber es bedarf dessen gar nicht mehr. Nur nach zwei Richtungen wollen wir im folgenden den Beweis noch fortsetzen, auf Wegen, wo uns zugleich die künstlerische Eigenart Filidors deutlicher wird.

2.

Es ist auffällig, wie sehr die beiden Dichter in ihrem rhythmischen Gefühl voneinander abweichen. Schon aus diesem einzigen Grunde ist an eine Identität beider Personen gar nicht zu denken. Schwieger ist ein ganz armseliger Kleber; Filidor dagegen, dessen Talent ich weit entfernt bin zu überschätzen, zeigt ein sicheres musikalisches Gefühl.

Um das zu beweisen, ist allerdings zweierlei vonnöten. Zunächst ist bei Filidor eine Anzahl

Gedichte auszuscheiden, bei denen er sich nicht in völliger Schaffensfreiheit befunden hat, sondern die nur untergelegte Texte zu vorhandenen, noch dazu ausländischen Melodien, französischen Arien und Ballets, sind. Es sind die Lieder GV. III 8; IV 4 und 9; VI 1 bis 4; VII 2 und 8. Sodann aber gilt es überhaupt erst einmal einen Maßstab zu gewinnen, an dem man das rhythmische Gefühl bei Dichtern des 17. Jahrhunderts abschätzen kann.

Es ließe sich ein sehr lehrreiches Kapitel aus der Geschichte unsrer Metrik schreiben, wenn man einmal untersuchte, wie sich in verschiedenen Zeiten die Theorie zur Praxis verhalten hat. Dabei würde man entdecken, daß gute Dichter meistens von ihrem unbeirrten Gefühl besser geleitet worden sind als von dem Regelcodez, und daß schlechte Theorien nur schlechten Dichtern wirklich haben schaden können. Mannigfache Kontroversen würden beseitigt werden, wenn man sich öfter gegenwärtig hielte, daß eine falsche metrische Theorie und eine urgesunde dichterische Praxis einträchtiglich nebeneinander in einem Individuum wohnen können.

Hier ist nun nicht der Ort, dies Thema weiter zu verfolgen. Aber an einem charakteristischen Beispiel kann ich das Verhältnis von Theorie und Praxis

für das 17. Jahrhundert erläutern. Die Zeit hatte von dem Wesen des Rhythmus, des Verses, der Strophe gar keine Ahnung. Daß eine Strophe ein einheitlicher Zusammenhang von der ersten bis zur letzten Silbe ist, ein Organismus, dem man nichts wegnehmen oder anstückeln darf, ohne sein Innerstes zu verändern, davon gab niemand sich Rechenschaft. Man klebte so und so viele Verse zusammen, dann war die Strophe fertig. So hatte es Schottel gelehrt, um nur den Bedeutendsten zu nennen; und es fragte sich nun, ob sich die poetische Praxis bei solcher Weisheit beruhigen wollte. Um es kurz zu sagen: äußerlich hat sie's gethan, innerlich aber hat sich glücklicherweise doch mancher Poet davon emancipiert. Ein Beispiel: 1645 war Schottels Deutsche Vers- oder Reimkunst erschienen, und schon ein Jahr später trat Johann Rist mit seinem „Schauplatz“ auf, worin er die sämtlichen papiernen Experimente mitmacht, mit denen der Theoretiker ihn verblüfft hatte. So steht z. B. im „Schauplatz“ S. 35 ein Frühlingslied mit folgender ersten Strophe:

Nun sich Himmel und Erd' erfreut
In der lieblichen Frühlings-Zeit,
Nun die Vögelein stimmen an,
Das die Menschen ergehen kann.

Jedermann wird zugeben, daß das ein leichtes, gefälliges Versmaß ist, schmucklose Viertakter, ohne Auftakt; jede rhythmische Reihe hat im zweiten Takt eine zweifilbige Senkung und statt der letzten Senkungsilbe eine Pause. So hat auch offenbar Rist die Verse im Gefühl gehabt, sonst wären sie ihm nicht so glatt und wohlklingend gelungen. Theoretisch aber faßte er sie ganz anders auf. Über dem Gedicht steht nämlich aus Schottels Lehrbuch der Terminus „In gegentretender Reim-Art“. Was Schottel damit gemeint hat, ist in Kürze dies: er zeichnete sich den Vers, wie er's gewohnt war, mit Häkchen und Strichen aufs Papier und gewann das Bild:

— ◡ — ◡ — ◡ —

Diese Reihe teilte er nun aber nicht so ab, wie es ihre innere Logik verlangte, sondern rein willkürlich genau in der Mitte, so daß also daraus wurde:

— ◡ — ◡ | ◡ — ◡ —

Und nun erhielt sein Auge, niemals aber sein Ohr den Eindruck, daß ja die beiden Trochäen am Anfang die Umkehrung, den Gegentritt der beiden Jamben am Schluß bildeten; und die „gegentretende Reimart“ war fertig. Das ist so eine Probe der kunstmörderischen Theorie des 17. Jahrhunderts;

und, wie man sieht, beugten sich ihr auch solche Dichter, die es aus sich selbst hätten besser wissen können. Wenn nun das am grünen Holze geschah, was sollte erst am dürren sich ereignen. Sieht man sich die beiden Dichter, die uns in diesem Kapitel beschäftigen, auf ihre Verksunft hin an, so gewahrt man deutlich, daß sie beide dieselben Lehren empfangen haben. Aber Schwieger ist der schlechten Theorie erlegen, während bei Filidor meistens das bessere Gefühl Sieger blieb. .

Es ist traurig zu sehen, wie verständnislos Jacob Schwieger lange und kurze Verszeilen aneinanderreicht, die dann natürlich nie etwas Ganzes bilden können. Um mich nicht zu lange aufzuhalten, setze ich zwei Proben her. Kann man sich etwas Unrhythmisches denken als diese „Strophen“?

Lgr. I 13: Noch hatte keine Schäfferinn
Mein Herz besessen;
Du aber nahmst dasselbe hinn;
Doch unvergessen
Meiner Freyheit, Lust und Freude
Meiner Schaaff auff jener Weide
Ich ward verliebt
Und sehr betrübt.

Lgr. II 23: Mein edles grühn
Muß ich abzihn,
Damit ich pflag zu prangen,
Daß ich hangen.

Das zuvor war meine Zitr
Ist fern von mir.
Was war fern ist iho nah
Ach! das macht Ottilia. Echo: Ja!

Derartige papierne Versreihen konnten natürlich dem Poeten selbst gar nicht ins Gefühl übergehen. Daher kommt es, daß Lgr. I 24 mitten im Gedicht sich die Strophen verändern und die letzten gar nicht mehr zu der darübergesetzten Melodie passen. Sieht man nun gar hin, wie Schwieger die Worte in seine Prokrustesbetten hineinzwängt, dann muß man jede höhere Forderung drangeben; von Sakmelodie, von Kongruenz zwischen dem syntaktischen und rhythmischen Bau der Strophe ist keine Rede.

Da steht Filidor der Dorfferer doch wesentlich höher. Freilich begegnen uns auch bei ihm Gedichte, die in formaler Hinsicht stark vernachlässigt sind, z. B. IV 2. Auch zollt er seiner Zeit und ihren Doktrinen seinen Tribut und klebt gelegentlich — aber doch nur in Ausnahmen — ein paar Strophen zusammen, denen man die künstliche Mache anmerkt: II 10; V 2; VI 5. Auch ist er nicht immer streng darin, die einzelnen Strophen voneinander zu trennen (I 4, 1 + 2, 2 + 3; II 2, 14 + 15; IV 2, 4 + 5; V 5, 2 + 3 + 4; VII 5, 4 + 5) oder

innerhalb der Strophen den Aufgesang vom Abgesang (I 5, 1; I 8, 4; I 9, 6; III 1, 2; III 9, 5; IV 1, 2; V 5, 5; V 8, 4; VII 3, 3; VII 4, 2).

Solchen Ausnahmen gegenüber bleibt aber die Regel bestehen, daß Filidor die meisten seiner Strophenformen frei und leicht handhabt, daß er sich durchaus nicht etwa mühsam an einem ausgezeichneten Schema vorwärts arbeitet, sondern daß der Rhythmus wirklich in seinem Gefühl Leben gewonnen hat. Die Analyse von drei Strophen mag es beweisen.

I 6:

Die ernstliche Strenge steht endlich versüßet,
die quaelende Seele wird einsten gesund.
Ich habe gewonnen, ich werde geküßet,
es schallet und knallet ihr zärtlicher Mund.
Die Dornen entweichen,
die Rippen verbleichen,
indehm sie die ihren den meinen auffdrückt.
Ich werd' auß der Erde zun Göttern verschifft.

Das wäre, Schottelisch ausgedrückt, eine Strophe, die aus acht Versen zusammengesetzt ist. So empfindet aber das Ohr sie nicht. Dem gilt sie vielmehr als ein sehr organischer Aufbau von sieben rhythmischen Reihen, deren einzelne Takte in ihrer Mehrzahl

Dreivierteltakte, d. h. echte deutsche Daktylen¹ sind.
Das Gefüge ordnet sich so:

	V.	}	1. Per.	}	Aufg.		
	N.						
	V.	}	2. Per.				
	N.						
	} zusammen nur Eine rhythm. Reihe mit Binnenreim	}	V.			}	Abg.
	rhythm. Wieder- holung des N.						

So hat Filidor, vielleicht ohne sich dessen bewußt zu sein, und nur vom Gefühl geleitet, die Strophe wirklich aufgefaßt, wie aus dem syntaktischen Bau klar wird. Daß in sämtlichen Strophen des Gedichts nicht nur Auf- und Abgesang, sondern inner-

¹ Was ich unter echten deutschen Daktylen im Gegensatz zu den unechten begreife, kann ich vielleicht demnächst an anderer Stelle kurz auseinandersetzen. — Im Strophen-schemata brauche ich die Abkürzungen: V. = Vordersatz, N. = Nachsatz, Per. = Periode, Aufg. = Aufgesang, Abg. = Abgesang.

halb des Aufgesangs auch die beiden Perioden durch starke Sinnesabschnitte gegeneinander abgegrenzt sind, ist noch nichts Erhebliches. Aber ein Zeichen tieferen rhythmischen Gefühls ist es, wenn der Dichter trotz des Papierschemas den Abgesang nicht als Komplex von vier Versen, sondern von drei rhythmischen Reihen aufgefaßt hat. Stets hat er die letzte Reihe, die eine bloße rhythmische Repetition des Nachsatzes ist, syntaktisch so stark isoliert, daß man sie in jeder Strophe, ohne den Satzbau im geringsten zu beschädigen, einfach weglassen kann. Und andererseits hat er durchgängig die Verszeilen 5 bis 7, d. h. die fünfte und sechste rhythmische Reihe, syntaktisch so eng verbunden, daß die rhythmische Einheit von Vorder- und Nachsatz klar hervortritt.

III 3:

Die Nacht,
die sonst den Buhlern fügt und süße Hoffnung macht,
Die Ruh,
die einem Liebenden sagt alle Wollust zu,
bringt mir nur lauter Schmerzen
und raubet mir das Licht,
das meinem trüben Herzen
des Trostes Straal verspricht.





Betrachtet man die Verszeilen nur mit dem Auge, so sieht es aus, als hätte Filidor die Strophe

in ihrer ersten Hälfte so entstehen lassen, daß er zweimal einen Eintakter mit einem Alexandriner zusammenkoppelte. Und recht wohl mag er, gewöhnt an die Theorien seiner Zeit, den Aufgesang wirklich so beurteilt haben. In Wahrheit ist aber dies häßliche Misverhältnis von Vorder- und Nachsatz nur für das Auge da und um der Reime willen festgehalten. Dagegen beweist die beigelegte Melodie (die, wie später zu beweisen ist, von dem Verfasser selbst herrührt), daß das Ohr des rhythmisch empfindenden Dichters die Eingangsperiode ganz organisch so auffaßte:



Aus zwei solchen Perioden bildete sich ihm logisch der Aufgesang seiner Strophe, so daß wir nun das ganze Gebilde, unbekümmert um die Abgrenzung der Druckzeilen, so zu analysieren haben:





	} 1. Per.; V. u. N. treffen bei der punktirten Linie zusammen.	} Aufg.
	} 2. Per., wie die erste.	

	V.	}	1. Per.	}	Abg. (= Strophe III 2.)
	N.				
	V.	}	2. Per.		
	N.				

V 4:

Du blasser Mohn,
 weistu auch was darvon,
 daß ich hie unten klage?
 Du silber- heer,
 schaustu auch auff mein Meer
 der Tränen-Plage?

Hier zeigt sich das rhythmisch-musikalische Gefühl des Dichters besonders gut. Das Versmaß, so konstruiert es aussieht, ist doch sehr organisch, sehr charakteristisch, und, was im 17. Jahrhundert noch gar nicht so häufig ist, dem Inhalt des Liedes vortrefflich angepaßt. Geht man die sämtlichen acht Strophen durch, so hört man, daß sie alle dieselbe wogende Satzmelodie haben. Und dann erst wird es klar, wie für Filidor die Strophe geklungen hat. Er hat sie nicht, durch sein Auge verleitet, als sechsreihig, sondern ganz richtig als vierreihig aufgefaßt:

	}	5 taktiger V. mit Binnenreim.	}	1. Per.
	}	3 taktiger N.		
	}	5 taktiger V. mit Binnenreim.	}	2. Per., Verfürzung der ersten.
	}	2 taktiger N.		

Derartige Beobachtungen sind bei Schwieger nie zu machen. Aber man braucht gar nicht solche innere Unterschiede aufzusuchen, schon in den gewöhnlichsten Äußerlichkeiten weichen beide Dichter voneinander ab. Schwieger liebt noch sehr den Alexandriner. Nicht nur, daß er unstrophische Partien in diesem Versmaß dichtet; nicht nur, daß er in seine Strophen einzelne Alexandriner einmischt; er dichtet ganze Lieder in Alexandrinerstrophen. Allein in den „Liebesgrillen“ finden sich sechs Beispiele. Das ist bei Filidor nahezu abgeschlossen; das einzige Alexandrinergedicht (GV. VII 2) ist durch eine französische Sarabanden-Melodie veranlaßt.

Auch in der Anwendung trochäischer Maße herrscht Verschiedenheit. Unsere Sprache hat überwiegend jambischen Tonfall; es stellt daher dem rhythmischen Gefühl eines Dichters kein besonders günstiges Zeugnis aus, wenn er trochäische Maße allzu sehr bevorzugt.¹ Bei Filidor ist denn auch der Procentsatz rein trochäischer Gedichte nicht groß; unter 70 Liedern finden sich 13 (I 5; II 2; IV 1; IV 2; IV 7; V 5; V 10; VI 6; VI 8; VI 9; VII 5; VII 6; VII 8), das Verhältnis ist noch nicht 1:5. Bei Jacob Schwieger dagegen steigt es auf 1:2. Die Feldrosen enthalten unter 31 Gedichten 15 trochäische; die Liebesgrillen 47 unter 100; die Adelige Rose 15 unter 30.

Wendet man nun gar auf die Reime den Blick, dann könnte man, falls es sich überhaupt lohnte, ein übergroßes Material zusammenbringen. Filidor ist ein gewandter, gelegentlich allzu kühner Reimer, sicherlich ein Mann, der lebendiges Gefühl und Interesse für die Sprache hat. Von seinen Neubildungen ist später noch zu reden. Schwieger dagegen hat gar keine Sprachkraft. Von der Armut seiner Reime, der ewig öden Wiederholung derselben

¹ Über dieses Thema wird voraussichtlich einer meiner Hörer in absehbarer Zeit Beobachtungen vorlegen können.

Wörter kann folgende Zusammenstellung eine Probe geben. Unter den ungezählten Reimen auf „—ein“ finden sich allein die Deminutiva auf „lein“ in den FR. 12mal, Lgr. 25mal, AR. 20mal; dazu „Schein“: FR. 5mal, Lgr. 28mal, AR. 14mal; und endlich gar „Pein“: FR. 18mal, Lgr. 55mal, AR. 23mal. Das Wort „Zier“ findet sich im Reim nicht weniger als FR. 21mal, Lgr. 58mal, AR. 11mal. Für manche Reimpaare gewinnt Schwieger erst nach und nach Vorliebe: „Jugend:Jugend“ kommt in den FR. noch gar nicht vor, in den Lgr. bei 100 Gedichten 8mal, in der AR. bei 30 Gedichten 14mal. Und dieser Jugenddichter sollte ein Jahr später die Geharnschte Venus herausgegeben haben?

3.

Wir wollen noch aus einem dritten Gesichtspunkt die beiden Nebenbuhler vergleichend betrachten und dadurch der Persönlichkeit des wahren Dichters wieder ein Stück näher rücken. Die künstlerische Gruppierung des Stoffes, sowohl im einzelnen Gedicht als in der ganzen Sammlung, gilt es zu prüfen. Auch dabei macht Schwieger schlechte Figur. Wie in seiner Prosa, z. B. der „Verlachten Venus“, ist auch in seinen Gedichten gar keine Disposition

zu entdecken. Von Strophe zu Strophe findet kein Fortschritt statt; der Dichter bleibt auf einem Flecke stehen und variiert meist gedankenlos das, was er in der ersten Strophe gesagt hat. Nicht einmal den Notbehelf, der in zahlreichen Fällen besonders den Königsberger Dichtern so bequem war, kennt er: nämlich in der ersten Strophe ein Thema, eine These aufzustellen und diese nun im folgenden durch lange Reihen von Beweisgründen und Beispielen zu bekräftigen.

Hier war es wirklich nicht gefährlich, mit Jacob Schwieger zu wetteifern; und Filidor hat denn auch mit Leichtigkeit den Sieg davongetragen. Ich greife ein paar Beispiele heraus, um zu zeigen, wie einfach und resolut er seine Gedichte disponiert. Absichtlich wähle ich nicht seine besten Lieder, also nicht etwa III 5, III 10 u. a., sondern halte mich an Durchschnittsleistungen; mir liegt daran, jeder Überschätzung vorzubeugen, das Wort „genial“ z. B., das man gebraucht hat, kommt ihm als Lyriker nicht zu.

Wie klar entwickelt sich das Gedicht II 5. Von vier Strophen schildert die erste die Situation: die einst so stolze Dellmane ist jetzt gedemütigt. Dann aber wird in raschem Überblick je eine Strophe der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft

gewidmet. Str. 2: Früher hab ich sie demütig verehrt und sie mich verachtet; Str. 3: War ich zu gering, so ist jetzt die Strafe da; Str. 4: Ich werde dereinst brav und auskömmlich leben, du wirst die Gassen kehren.

Oder III 3. Zwei Strophen kontrastieren Nacht und Tag; Str. 1: die Nacht bringt mir nur Schmerzen; Str. 2: der Tag erlaubt mir die Geliebte zu sehen. Ganz symmetrisch, also in umgekehrter Anordnung entspricht diesem ersten Strophenpaar das zweite; Str. 3: Vom Morgen bis zum Abend küßt mich Rosille; Str. 4: Sobald aber die Sonne dem Monde weicht, entzieht sie sich mir. Die fünfte Strophe fügt die Conclusio an: Drum Heil dem Tage, Fluch der Nacht. Das Gedicht IV 1 ist in der Anordnung nahe verwandt.

Noch strenger durchgeführt ist der Parallelismus in V 7, wo vier Strophen den Tartarus malen, der die Verächter der Liebe aufnimmt, vier Strophen das künftige Elysium der Liebenden nach Tibull schildern.

Die Beispiele lassen sich beliebig vermehren; dabei ist aber zu beachten, daß diese für das 17. Jahrhundert ansehnliche Architektonik der Gedichte nur das Resultat gesunden Gefühls ist. Wäre Berechnung mit im Spiel, so würde Filidor z. B. III 4 wahrscheinlich die dritte Strophe weggelassen

und dadurch dem Gedicht einen noch strengeren Aufbau von dreimal drei Strophen gegeben haben.

Erkannten wir nun bisher schon in Filidor einen Mann von nicht gewöhnlichem künstlerischen Takt, so wächst der Respekt, wenn wir die Anordnung seiner Gedichte ins Auge fassen, die doch nicht so unbewußt entstanden sein kann wie vielleicht der Bau eines einzelnen Liedes. Natürlich darf man keine unbilligen Anforderungen stellen; Rücksichten, wie sie etwa Goethe bei der Anordnung seiner Gedichte gelten ließ, hat das 17. Jahrhundert nicht gekannt. In jener Zeit begnügten sich die Dichter meistens damit, ihre Werke stofflich zu gruppieren, geistliche und weltliche Lieder voneinander zu trennen, Hochzeits- und Leichencarmina abzusondern und vielleicht, wie es Opitz gelehrt hatte, nach Ständen zu ordnen. Innerhalb der einzelnen Abteilungen aber sah es, selbst bei begabten Dichtern, oft recht bunt aus. Und schließlich gab es auch zahlreiche Poeten, die wie Johann Rist durch Mannigfaltigkeit ergötzen wollten und deshalb in einer Lieder Sammlung alle Gattungen durcheinanderwarfen.

Jacob Schwieger steht auch hier unter dem Durchschnitt. Die Vergleichung zwischen ihm und

Filidor ist in dem Punkt der Anordnung ihrer Sammlungen besonders bequem, weil wir auch von Schwieger Liebeslieder besitzen, die wie in der „Beharnschten Venus“ in Gruppen von je zehn abgeteilt sind: die Adelige Rose 1659. Hier hatte es Schwieger leicht genug, klar zu disponieren. Er war durch keine Rücksicht auf wirkliche Erlebnisse gebunden, sondern hat das Verhältnis des Schäfers Siegreich zu der stolzen Adelmuht frei, aber dürftig genug erfunden und ihm drei Bücher gewidmet. Das erste handelt von Siegreichs Werbung, im zweiten wendet die Schöne ihm ihre Gunst zu, im dritten sagt sie sich wankelsinnig und stolz wieder von ihm los. Soweit ist allerdings Klarheit vorhanden. Die weitere Forderung aber, nun auch innerhalb der einzelnen Bücher Fortschritt und Logik herrschen zu lassen, hat der Verfasser kaum an sich gestellt. Im dritten Buch kann man so etwas wie Entwicklung entdecken; in den beiden ersten aber sieht es gerade so verworren aus wie in Schwiegers übrigen Gedichtsammlungen.

Ganz anders Filidor. Nachdem er in den einleitenden Liedern des ersten Behen dreifach das Anakreontische *Θέλω λέγειν Ἀρπείδας* variirt hat, besingt er offenbar aus eignen Erlebnissen heraus

sein Mädchen, meist unter dem Namen Rosille (Rosilis), seltener als Dorinde. Die Anordnung der Lieder spiegelt eine Entwicklung des Liebesverhältnisses wieder: Nr. 4, das Geplauder einer Schäferstunde, handelt von dem ersten Anbeginn ihrer Liebe; Nr. 5 mahnt die zurückhaltende Schöne in konventioneller Weise, die Zeit der Jugend zu benutzen; Nr. 6 strömt über von Jubel, denn die Geliebte ist gewonnen; in Nr. 7 lehnt der Dichter eine Einladung ab, weil jetzt sein Mädchen ihn ganz fesselt; Nr. 8 klagt, daß Dorinde doch nicht alle kühnen Wünsche ihres Liebhabers erfülle; Nr. 9 spricht von der Treue des Jünglings bis ans Grab, Nr. 10 von der Treue des Mädchens auch über den Tod des Geliebten hinaus.

Dann wird als Intermezzo das zweite Behen eingeschoben, das wieder eine Einheit für sich bildet. Es umfaßt wohl die Lieder, von denen der Dichter in der Vorrede sagt, daß sie verliebte Gedanken und kurzweilige Begebnisse seiner Freunde enthielten. Scheltlieder sind es auf stolze, kokette, dumme oder leichtsinnige Mädchen, kecke Händel mit Zeitliebchen, die dem Dienst der Venus Vulgivaga nicht fernstehen.

Das dritte Behen knüpft aber wieder an das erste an und enthält die schönsten Lieder der ganzen

Sammlung, Liebesklagen voll Wahrheit und Tiefe. Auch hier hat in der Anordnung nicht der Zufall gewaltet, sondern die Reihenfolge der Gedichte entspricht dem Fortgang des Liebesverhältnisses. Man muß allerdings bei der Deutung vorsichtig sein. Scheinbar nämlich besingt Filidor verschiedene Mädchen. Aber er selbst hat gesagt, daß hinter den wechselnden Namen immer dieselbe Geliebte sich verberge:

IV 8, 1: Verzeih' mir, daß von Rosilis,
und Mel' ich, Buschgen, hier was schreibe:
so lang' ich Filidor verbleibe,
bleibt meine Treu auch dir gewiß.
Was hier von einer ist gedichtet,
hab' ich auff drey auß Schein gerichtet.

Ja, er fügt IV 8, 5 hinzu, daß auch unter dem Namen Dorinde immer nur das eine Mädchen gemeint sei. Bei dieser ausdrücklichen Versicherung dürfen wir also die Lieder an Rosilis (Rosille), Mele (Melinde), Dorinde und Buschgen zu einer Einheit zusammenfassen. Und es fragt sich nur, ob der Dichter gelegentlich nicht auch noch andre Namen gewählt habe. Ungern nämlich scheide ich aus dem Liebesroman das am tiefsten empfundene, an Charille gerichtete Lied III 5 aus. Ziehen wir es mit heran, so läßt das dritte Zehen der Lieder

uns miterleben, wie sich (III 1) der Vereinigung Filidors mit Rosilis Hindernisse entgegenstellen, wie er, der sich eben (III 2) zu sinnlich frechen Wünschen verfliegen hatte, doch seine Liebe rein erhalten und nur am hellen Tage (III 3) sich ihrer freuen will, wie er in schwere Krankheit fällt und Rosilis ihm zur Seite steht (III 4) und wie er trotz der starken Neigung endlich erfahren muß, daß es kein größeres Leid giebt, als wenn sich zwei Liebende trennen (III 5). Dann aber tritt eine Pause ein, die der Dichter seltsam genug mit Ländeleien (III 6—9) ausfüllt. Und wie er in dem letzten Liede dieser Abteilung (III 10) wieder ein echtes Gefühl zum Ausdruck bringt, da hat er sich schon auf immer weit von dem Heimatland seiner Rosille entfernt und sendet ihr dies Gedicht als Abschiedsgruß. Damit ist der Rosilis-Roman zu Ende. Und wenn sie in den folgenden Büchern unermüdlich weiter besungen wird, so gehören diese Lieder entweder einer früheren Periode an als das Abschiedslied, oder sie sind bloße Stilübungen des Verfassers. Jedenfalls aber ist es ein Beweis von Selbstkritik, wenn der Dichter seine besten Lieder in wohlüberlegter Gruppierung an den Anfang stellt und die minder gelungenen nur als Beigabe betrachtet. Denn das ist

nicht zu leugnen: im vierten bis siebenten Bohen nimmt der Wert der Lieder und die Sorgfalt der Redaktion stetig ab.

Gleich das vierte Bohen beweist, daß sich der Dichter, was die Motive, und besonders was die entscheidenden Erlebnisse anlangt, in den ersten dreißig Liedern schon so ziemlich ausgegeben hat. Ihm gelingt in der zweiten, größeren Hälfte der Sammlung noch manches kräftige oder anmutige Stück; meistens aber muß er mit Variationen früherer Themata die Blätter füllen. Und trotzdem vernachlässigt er die Anordnung seiner Gedichte nicht. Er sucht die Wirkung des dritten Bohen zu wiederholen, indem er im vierten den Weg vom Liebesglück bis zum bitteren Scheiden noch einmal zurücklegt. Der einleitende Hymnus an Amor setzt mit hohem Schwung ein; dann folgen traurige Lückenbüßer, zum Teil (wie IV 5) nur um formaler Spielereien willen gemacht. Aber der Dichter findet sich wieder: zierlich und gewandt weiß er (IV 6) die Liebste zu mahnen, daß keusche Liebe sich nicht dem Auge der Welt preisgibt; er feiert (IV 7) das Dunkel der mondlosen Nacht, das Liebenden so günstig ist; er versichert die Geliebte (IV 8), daß er unter vielen Namen immer nur sie, die Eine,

besungen hat. Dann aber am Schluß verrät sich, wie ihm seine ganze Lyrik, auch wenn sie gelegentlich von Herzen kommt, doch im tiefsten Grunde nur Zeitvertreib ist. Der Abschied von der Vaterstadt der Geliebten, der III 10 ein so wahr empfundenes Gedicht hervorgerufen hatte, und der hier (IV 10) zum zweitenmal den Dichter ergreift, dieser selbe Abschied muß eben vorher (IV 9) dazu dienen, den Stoff für einen ganz öden Gesangstext zu einer vorhandenen Melodie zu liefern.

Hat in den Büchern 1, 3 und 4 zwischen den ernstgemeinten Liebesliedern nur gelegentlich einmal der Schalk hervorgelugt, so kommt nun mit dem fünften Buch die scherzende Muse zu Wort. Studentische und schäferliche Töne stimmt der Dichter an; das Gemeinsame in der bunten Reihenfolge der Lieder ist ihre derbe Lustigkeit; zum größten Teil sind sie dem Tibull entlehnt. Und nun geschieht das Seltsame: Rosilis, dieser Name, der doch dem Dichter teuer sein sollte, wird hier in den entlehnten, nicht erlebten Liedern nebst den Namen Dorinde und Buschgen auch für jedes beliebige Mädchen gebraucht; er wird fast zum Appellativum. An so etwas muß man sich im 17. Jahrhundert gewöhnen. Es ist dieselbe Erscheinung, wie wenn später Christian

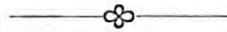
Günther eine dreiste Kokette unter demselben Namen besingt, den die Geliebte seiner Jugend trug.

Poetisch sinkt Filidor am tiefsten im sechsten Zehen. Die Gedichte, die er dort mittheilt, sind wohl nur geschustert, um den Raum zu füllen; zum Theil sind sie zu vorhandenen französischen Melodien gemacht. Die Themata der früheren Bücher kehren wieder; selbst das Motiv der Abreise von der Heimat der Geliebten muß noch einmal als Stoff für eine gereimte Redeübung herhalten.

Aber der Dichter erhebt sich gegen den Schluß noch einmal zu größerer Kraft der Darstellung, freilich nur, indem er stofflich zur gleichen Zeit so tief sinkt wie noch nie. Hatte er die früheren Bücher allerlei ansehnlichen Gönnern dienstlich zugeeignet, so ruft er bezeichnend genug für das siebente Zehen den Priapus als Paten, der schon IV 3 und VI 3 seine Aufwartung gemacht hatte.

Alles in allem gewinnt man aus den sieben Büchern den Eindruck von einem kräftigen Talent, das manchmal Ansätze zu wirklich künstlerischen und künstlerisch gruppierten Leistungen macht, das aber seiner nicht bewußt oder nicht Herr ist. Ob hier ein ursprünglich fein empfindender Jüngling durch widrige Lebensinflüsse zeitweise zur Gemeinheit

hinabgezogen wurde, oder ob ein roher Bursch vorübergehend sich durch eine tiefe Herzensliebe veredelt fühlte, das verraten weder die lyrischen Gedichte noch die angehängten Epigramme. Das Derbe überwiegt und steht unvermittelt neben dem Zarten.



II.

Die bisherigen Betrachtungen gewähren im ganzen nur ein negatives Resultat: Filidor ist sicher nicht Jacob Schwieger. Die nächste Frage wird nun die sein, ob nicht vielleicht die Lieder selbst auf die Spur des wahren Verfassers führen, ob aus der Sprache nicht auf die Herkunft Filidors zu schließen ist und ob die beobachteten stilistischen Merkmale, das unausgeglichene Nebeneinander von Verbheit und Zartheit, von Verstiegtheit und Schlichtheit nicht zu deuten sind. Es wäre ja möglich, daß der Dichter nacheinander verschiedene litterarische Einwirkungen erfahren hätte, die zu verarbeiten ihm unmöglich gewesen und die deshalb jede ihre eigene Spur hinterlassen hätten.

1.

Aus der Sprache eines Dichters des 17. Jahrhunderts auf seine Heimat zu schließen, ist immer ein mißliches Ding. Bei einem Prosaiker sind die

Bedenken nicht gar so groß, in der poetischen Sprache der Lyrik ist jedoch Vorsicht auf Schritt und Tritt geboten. Keinen Dialekt schreibt natürlich längst kein modischer Dichter mehr; aber selbst wo er es einmal thut, braucht es noch nicht der Dialekt seiner Heimat zu sein. Es ist erstaunlich, wieviel damals ein Dichter vom andern übernahm, und wie besonders einzelne dialektische Wendungen, die die großen Vorbilder, die Schlesier voran, gebraucht hatten, durch ganz Deutschland die Runde machten, vielleicht weil man sie für besonders poetisch hielt. Trugschlüsse sind daher schwer zu vermeiden. So hat z. B. Ernst Martin¹ bei Betrachtung der Festspiele des Rudolstädter Filidor unter anderm den Gebrauch des Wortes „einig“ statt „einzig“ für ein Kennzeichen eines thüringisch-obersächsischen Verfassers erklärt; aber das Wort ist in der Dichtersprache des 17. Jahrhunderts überall verbreitet, niederdeutschen Lyrikern, z. B. Jacob Schwieger, ist es ganz geläufig. Bei Schwieger, dem Altonaer, könnte es anderseits — falls wir seine Herkunft nicht wüßten — auffallen, daß er Lgr. III 11 und 14 niederdeutsche Schimpfwörter anwendet. Aber

¹ Wackernagels Geschichte der deutschen Litteratur, 2. Aufl., II, 232, Anm. 21.

das beweist ebenfalls gar nichts; auch Fleming braucht in Gedichten scherzweise die plattdeutsche Rede. Wiederum könnte Flemings Herkunft verraten werden durch eine Anzahl Reime, die dem Ohr des Schlesiens nicht anstößig waren (Rappenberg S. 234 Lust : gekost [= gekostet]; 235 kömmt : vernimmt; 236 umsonst : Gunst; 249 Cherubinnen : können; 396 zu : Voh' u. f. w.). Aber als Fleming eine Autorität geworden war, galten auch seine Reime als kanonisch; Christoph Kaldenbach reimt Sinnen : können, Jacob Schwieger — um ihn am häufigsten zu citieren — sonst, umsonst: Brunst, Kunst, Gunst (FR. 7mal, Lgr. 2mal); können, gönnen: Sinnen (FR. 2mal); kömmt: nimmt (FR. 1mal); Lust, unbewußt: Kost, Most (FR. 1mal, Lgr. 2mal).

Aus solchen Beispielen schon ersieht man, wie vorsichtig man bei der Bestimmung der Heimat eines späten Dichters sein muß. Und ich gestehe auch offen, daß, als ich Filidors poetische Sprache untersuchte, ich anfangs auf ganz falscher Fährte war. Ich hoffte, um nur wenig zu nennen, aus den starken Präterita mit angehängtem =e, die sich so häufig finden, Schlüsse ziehen zu dürfen, oder aus den part. praes. ohne das Präfix ge-, aus den vielen synkopierten part. praet., aus der Form „sein“

neben „sind“ als 3. pl. praes., aus dem unflektierten attributiven Adjektiv, aus der doppelten Negation, aus dem nicht konsonantierten Anlaut der Wörter „ie, ieder, iekt u. s. w.“, aus dem interjektionalen „Mein!“ — aber eine Enttäuschung folgte der andern. Die Schriftsprache ist schon im 17. Jahrhundert eine Großmacht; für die poetische, rhythmisch gegliederte, gereimte Rede wenigstens reißt sie die Dialektgrenzen ein.

Aus keinem Worte und aus keiner Wortform, die von verschiedenen Dichtern aus dialektisch stark differenzierten Gegenden gebraucht werden, darf man Schlüsse ziehen. Beweisend sind nur solche Elemente des Wortschatzes, die schriftsprachlich nicht über eine gewisse Gegend hinausgedrungen sind. Und da glaube ich, nach Ausschcheidung alles zweifelhaften Materials, für Filidor folgende, freilich nicht große Zusammenstellung machen zu dürfen:

Abel. GV. I 8, 4: von der ich nicht wil abewanken; II 8, 6: daß ein verfälschtes Lügen-Kind Rosillen von mir abelente. Die zweisilbige Form wäre wohl im 17. Jahrhundert ungebräuchlich geworden, wenn nicht die Schlesier sie poetisch verwendet hätten. So hat sie sich künstlich eine Zeit erhalten, ist aber nicht von niederdeutschen Dichtern adoptiert worden.

Besüßt. GV. I 5, 3: die besüßten Frühlingstage; I 5, 5: von den besüßten Fluchten; II 1, 2: dein besüßtes Wesen; IV 5, 4: durch ihr besüßtes Arm-umfassen; IV 8, 2: die besüßten Küsse; IV 9, 4: besüßte Ruh; VII 3, 8: das besüßte Rühren der Lippen. Das Wort, das gegen Ende des 17. Jahrhunderts gegen das gebräuchlichere „versüßt“ zurücktritt, ist den älteren und jüngeren Schlesiern ganz geläufig, dringt aber kaum über die sächsischen Lande vor.

Früh als Neutrum, im Sinne des Femininum „Frühe“ (GV. I 7, 4: wenn in dem frühen die Morgen-treume reiner ziehen) ist im DWB. IV 1, 287 zufällig nur für Nürnberg belegt. Jedenfalls dürfen wir ohne weitere Zeugnisse uns nicht allzu weit von jenem Ort hinwegbegeben.

Gewälte, als Plural von „Gewalt“, dem mhd. gewelte entsprechend (GV. I 2, 8: der fluche den Gewälten; III 4, 8: indehm ich folge den Gewälten; VI Zuschrift: forthin entzieh' ich mich des Zypripor's Gewälten), ist bei niederdeutschen Dichtern nicht zu belegen.

Gache. GV. V 2, 6: und andern groben Gachen läßt' nu knarrend auff = dich = machen. Das Wort ist weit verbreitet, und zwar in den verschieden-

artigen Nuancen, die auch das Wort „Kerl“ hat. Aber die Vorstellung eines groben Gesellen, die in der GV. durch das Epitheton ausdrücklich hervorgehoben wird, scheint besonders Mitteldeutschland eigen zu sein.

Herz, als Adjektiv = lieb. GV. I Zuschrift: herzer Strefon; IV 4, 6: Ach herze Frau. Schriftsprachlich ist es für das 17. Jahrhundert nur bei solchen Dichtern anzutreffen, die aus Sachsen und Schlesien stammten oder doch die entscheidendste Zeit ihres Lebens dort zubrachten.

Heunt. GV. V 2, 12: ich muß die Grillen heunt im Wein zu tode schlagen. Das Wort, das in Niederdeutschland ganz ungebräuchlich, auch nicht litterarisch eingedrungen ist, könnte am ersten nach Oberdeutschland weisen. Aber es ist auch in Schlesien noch heute dialektisch weit verbreitet und wurde im 17. Jahrhundert schon von Opitz, dann von vielen Dichtern Ober- und Mitteldeutschlands angewandt.

Krällen. GV. VII 10, 4: die Lühr war aber zugekrellt. Dies Verbum ist, wie Hildebrand, DWB. 5, 1984, 3 zeigt, im schweizerischen, bayrisch-österreichischen und niederdeutschen Sprachgebiet ganz fremd.

Anländen (GV. V Zuschrift: führt mich das Elend noch herum ohn anzulenden) spricht jedenfalls mehr für einen mitteldeutschen als für einen niederdeutschen Dichter. Denn in Niederdeutschland bürgerte sich im 17. Jahrhundert schon das Verbum „landen“ ein, als in Mittel- und Oberdeutschland, z. B. bei allen schlesischen und sächsischen Dichtern, „anländen“ noch gebräuchlich war.

Aus dem Umlaut in dem Komparativ „läuter“ (GV. III 9, 5: der Hauffe . . . rieff läuter) oder in „gläuben“ (GV. VI 7, 7: soll ich gleuben, daß du die meine wollest bleiben) und „ungläublich“ (GV. VI 2, 1: daß ich dich so ungleublich schön angesehen) ist nichts Sicheres zu schließen. Doch möchte man am ersten an einen mitteldeutschen Verfasser denken.

Mein Tage. GV. IV 10, 1: Ich bin mein Tage so mit Schmerzen . . . nicht abgereift; Sinnreden VI: dergleichen ich mein Tage nie genoß. Diese Wendung ist bei ober- und mitteldeutschen Dichtern möglich, bei niederdeutschen schriftsprachlich im 17. Jahrhundert nicht im Gebrauch. Wenn sie sich im 18. Jahrhundert bei Bürger, Claudius und andren Niedersachsen einstellt, so ist das rein literarischer Einfluß, hervorgerufen durch den jungen

Goethe, bei dem wieder die Autobiographie des Götz von Berlichingen Anstoß gegeben hatte.

Mehr als dieses, wie ich wohl weiß, dürftige Material vermag ich an dieser Stelle nicht zu geben. Ich werde es weiterhin durch andre Beweisgründe stützen; vorläufig müssen wir uns mit dem Resultat begnügen: ein Niederdeutscher war Filidor nicht. Die mitgetheilten Proben seines Sprachschatzes sprechen in der Mehrzahl für einen Mitteldeutschen, schließen aber den Oberdeutschen nicht völlig aus.

Dies große in Frage kommende Heimatsgebiet läßt sich nun aber durch eine einzige Beobachtung wesentlich verkleinern, nämlich, indem wir bei unserm Dichter die Wortformen ins Auge fassen, die auf ein ungedecktes =e endigen. Selbstverständlich müssen von der Betrachtung alle die Fälle ausgeschlossen werden, wo das e um des Hiatus willen geschwunden ist. Ebenso lasse ich die Versenden außer acht; denn Reimnot kennt kein Gebot. Aber auch nach dieser Decimierung bleibt eine außerordentlich große Zahl von Belegen, die zwar nicht einzeln für sich, wohl aber in ihrer Summe untrüglich beweisen, daß Filidor aus einer Gegend stammte, wo man das =e nicht zu apokopieren gewöhnt war. Er schreibt I 2, 2 Gebüſche, I 4, 8

und 6, 4 Herze, I 7, 6 gerne, II 1, 1 Stirne, II 2, 9 geschwinde, II 2, 11 bleibe, II 2, 15 in-
dehne, II 3 (Überschrift) Leute, II 3, 5 zu rechte,
II 4, 4 Gemühte, II 7, 8 fühne, II 9, 9 deine
u. s. w. Damit fällt aber ganz Oberdeutsch-
land weg; schon aus Unter- oder Oberfranken
kann er nicht stammen, geschweige aus südlicheren
Gegenden. Es kommen im großen Ganzen nur
noch in Frage das Rheinland und Kurhessen, vor
allem aber die obersächsisch-thüringischen Lande
und Schlesien.

Und noch einmal können wir dies Gebiet ver-
engern und aus der mitteldeutschen Zone einen
kleineren Distrikt ausscheiden. Es mußte vorhin
betont werden, daß dialektische Formen, wenn sie
zu besondrem, also vielleicht komischem Zweck ange-
wendet werden, oder wenn sie durch Nachahmung
längst von einer Gegend in die andre schrift-
sprachlich verpflanzt sind, gar nichts beweisen.
Anderß aber liegt die Sache, wenn dialektische
Formen, die sich bei andren Schriftstellern nicht
nachweisen lassen und die außerdem einer ganz be-
stimmten Gegend angehören, dem Dichter ent-
schlüpfen, vielleicht gar wider seinen Willen stehen
geblieben sind. Solche Formen, ja selbst eine

vereinzelte Form dieser Art besitzt große Beweis-
kraft.¹

Nun zeigt in der That die „Geharnschte Venus“ ein paar solcher dialektischen Erscheinungen. Zwei von ihnen werden uns später an anderer Stelle dienen; zwei andre, eng zusammengehörige betrachten wir schon hier. Sie stehen im Neudruck in der Einleitung an recht unglücklicher Stelle. In der „Geharnschten Venus“ ist nämlich von jedem Gedicht die erste Strophe zweimal gedruckt, einmal als Wortlaut unter der beigegebenen Melodie und ein zweites Mal als Eingangstrophe des vollständigen Gedichts. Die beiden Texte stimmen aber an vielen Stellen nicht miteinander überein, und Raehse konnte auf Seite XV und XVI eine lange Reihe von Varianten mitteilen. Nach seiner Vorbemerkung zu schließen, sieht er die Lesarten unter der Melodie im wesentlichen als Nachlässigkeiten an; wie ich glaube, mit Unrecht. Manches mag freilich Fehler des Setzers

¹ Bei der Untersuchung über den Heimatsdialekt des Dichters und vor allem bei der Benutzung des Wenferschen Sprachatlas habe ich mich stets der thatkräftigen Unterstützung meines Kollegen Ferdinand Brede erfreut. Ich spreche ihm auch an dieser Stelle meinen Dank aus. Ebenfalls hat mich Herr Dr. Wenfer mit weitgehender Liberalität gefördert.

sein; in ihrer Mehrheit aber sind die Abweichungen unter den gemeinsamen Gesichtspunkt zu bringen, daß die erste Strophe im Gedicht selbst sich mehr der normalen Schriftsprache nähert, während sie als Melodietext allerlei dialektische Eigentümlichkeiten zeigt, die in ihrer Gesamtheit (auch wenn das einzelne Merkmal keine genügende Beweisraft hat) uns wieder nach Mitteldeutschland führen. Ich habe für diese Erscheinung nur die eine Erklärung: Als Filidor die Eingangstrophen seiner Lieder den verschiedenen Musikern zur Komposition übergab, da war der Wortlaut noch stark dialektisch gefärbt. Erst für den Druck wurden die ganzen Gedichte mehr dem Schriftdeutsch angenähert; unter den Notenslinien aber blieb infolge mangelhafter Redaktion die erste Strophe in alter Fassung stehen. So ist in den Texten unter der Melodie die schwache Flexion des Femininum weiter ausgedehnt als später in der letzten Überarbeitung; die Form „nit“ für „nicht“ findet sich dreimal, während sie sonst in der „Geharnschten Venus“ nie vorkommt. Das Hauptinteresse erregen aber zwei Verse des Gedichtes I 6.
Die jetzige Stelle

Die Dornen entweichen,
die Lippen verbleichen

lautet unter der Melodie:

Die Dornen entwiehen,
die Sippen verbliechen.

Da diese Formen uns als Reimpaar überliefert sind, so müssen sie als sicher verbürgt gelten. Ein bloßer Druckfehler ist ausgeschlossen. Wir müssen sie als Reste einer ursprünglich entschiedeneren dialektisch gefärbten Fassung ansehen. Und nun führen diese Formen in dasselbe Sprachgebiet, auf das uns die früheren Beobachtungen lenkten; nur grenzen sie es abermals erheblich enger ab. Durch diese Dialektreste kennzeichnet sich der Dichter — was sich später durch weitere Beweise immer mehr bestätigen wird — als Angehöriger einer Gegend, in der die hochdeutsche Lautverschiebung, aber nicht die neuhochdeutsche Diphthongierung durchgeführt war. Dann kommt aber von der vorhin bezeichneten mitteldeutschen Zone nur ein kleiner Teil noch in Betracht, dessen Grenzen zwar nicht von Ort zu Ort, wohl aber in großen Zügen anzugeben sind. Ich bin mir bewußt, daß, wenn man Dialektgebiete für das 17. Jahrhundert absondern will, man nicht ohne weiteres die Linien des Wenkerschen Sprachatlas von heute benutzen darf. Aber da es für den vorliegenden Zweck auf scharfe Grenzen gar nicht ankommt, so mögen

auf die Gefahr eines unerheblichen Irrtums die heutigen Linien gelten. Der Zufall will, daß ich die Karte zur Erläuterung benutzen kann, die Ferdinand Wrede seinem Aufsatz über die Entstehung der neuhochdeutschen Diphthonge (ZDA. 39, 257 ff.) beigegeben hat. In dem Gebiet, das dort durch die ik/ich-Linie a und die is/eis-Linie b umgrenzt wird¹, mit Ausnahme des Teiles, der durch die Linie d nach Süden hin als apokopierendes Gebiet ausgeschlossen ist, — in diesem Gebiet ist aller Wahrscheinlichkeit nach die Heimat Filibors des Dorfferers zu suchen. Um also nicht gar zu strenge, nur für das ausgehende neunzehnte Jahrhundert geltende Grenzlinien zu ziehen, können wir sagen: wir dürfen westlich nicht erheblich über die Gegend von Waldeck und Cassel, östlich nicht über die von Nordhausen hinausgehen; zwischen beiden Grenzdistrikten kommen die Städte Mühlhausen, Eschwege, Eisenach, Gotha, Erfurt mit ihrer weiteren Umgebung in Betracht². Das alles soll

¹ Vgl. in dem Wredeschen Aufsatz die Seiten 277 f. und 284.

² Eine fernere Bestätigung erhält diese Abgrenzung auch durch den auffälligen, nur für das Ohr vorhandenen Reim „Treue: Reige“ (GV. I Zuschrift). Hier hat Filibor offenbar nicht in dem Wort „Treue“ zwischen dem eu und

hier zunächst nur als Hypothese ausgesprochen werden und wird noch durch manche weitere Gründe zu stützen sein. Wir machen zunächst aber einen Umweg und suchen aus den Gedichten Filidors die litterarische Tradition festzustellen, in der er gestanden haben muß.

2.

Im ersten Behen, im dritten Lied sagt Filidor

Ich weiß es, Leipzig, was du bist,
daß in dir manche Göttin ist.

Eine Einkehr in der sächsischen Metropole der Wissenschaft und des Handels ist also verbürgt. Es fragt sich nur: war das ein eiliger Besuch oder ein Aufenthalt, der dauernden Lebensgewinn hinterließ? Die Lieder der „Geharnschten Venus“ sind im ersten Moment schweigsam darüber; kein Leipziger Erlebnis hat dort, soweit wir erkennen können, seinen

der Endung einen Übergangslaut = j gesprochen; sondern in seiner Aussprache war in dem Wort „neige“ das g geschwunden, wie das nach hellen Vokalen in der für uns in Betracht kommenden Gegend weithin geschieht. Im Wenkerschen Sprachatlas ist für die heutige Zeit zunächst das Wort „fliegen“ bearbeitet; F. Wrede hat ADA. 21, 283 f. die genauen Grenzen des Gebietes, wo „flie-en“ statt „fliegen“ gesprochen wird, mitgeteilt. Ich habe mich aber aus den Formularen des Atlas überzeugen dürfen, daß für alle analogen Wortformen in dieser Gegend sich die gleiche sprachliche Erscheinung findet.

Niederschlag gefunden. Bei genauerer Prüfung sieht man aber, daß der Dichter sich doch manche Anregung an der Pleiße geholt hat, und darf daraus schließen, daß der Aufenthalt nicht allzu flüchtig gewesen ist.

Seit den Tagen, da Paul Fleming jung gewesen, hatte sich in Leipzig die litterarische Tradition frisch erhalten, die er selber wachgerufen hatte. Junge studentische Dichter waren es, die in seinen Ton einstimmten, in Schmaus-, Trink- und Buhliedern einen engen Kreis von Motiven mit Reckheit und Ausdauer variierten und sich für ihre Lieder sogar Ansätze zu einem eignen Stil herausbildeten. Zu diesem Kreis junger Poeten muß auch Filidor Beziehungen gewonnen haben. Wie innig sie jedoch waren, ob persönlich oder nur litterarisch, das entzieht sich unsrer Kenntnis. In Bezug auf den Tonfall der Perioden hat Filidor der Dorfferer am meisten Verwandtschaft mit Gottfried Finckelthaus, einem der musikalischsten Dichter der Zeit. Aber das spricht natürlich noch nicht für persönliche Einwirkung. Wir können nur durch Musterung der Motive, des Stils und Wortschatzes feststellen, wie eng Filidor mit der Leipziger Tradition verbunden war. Um nicht zu weiterschweifig zu werden, greife ich als typische Ver-

treter aus verschiedenen Jahrzehnten Fleming, Brehme, Wasserhun und Finkelthaus heraus¹, wünsche dabei aber, daß die Belege nur als Gesamtheit beurteilt werden. Denn man kann bei der Art des Materials immer nur die Richtung angeben, woher eine Beeinflussung ausgegangen, kann aber nicht von Fall zu Fall die anregende Persönlichkeit mit Sicherheit bezeichnen.

Gleich die Namen, unter denen Filidor die Geliebte und andre Mädchen besingt, zeigen seine Zugehörigkeit zu der Leipziger Schar. Fünf Namen, die Fleming aufgebracht hatte, sind von ihm adoptiert worden: Rosille (Br. C iiij: Roselle), Dorinde, Florelle (GV. II 10 Florilis), Telesille (GV. VI 9, 1) und Rubelle (GV. VI 7; außer bei Fleming auch Br. Nij und XXX TG. N. 11). Dann finden wir Filidor ganz im Stoffkreis der Leipziger: er kennt den Wein nicht nur als Förderer der Lustbarkeit, sondern auch als Vergessenstrank in Trübsal (vgl.

¹ In Citaten ist Fl. = Paul Flemings Deutsche Gedichte, herausgegeben von J. M. Lappenberg, Stuttgart 1865; Br. = C. Brehmens allerhandt Lustige, Trawrige, und nach gelegenheit der Zeit vorgekommene Gedichte. Leipzig 1637; WKF. = Rudolphi Wasserhuns A. P. Rauff-Fenster. Hamburg 1644; DG. = Gottfriedt Finkelthausens Deutsche Gefänge. Hamburg o. J.; XXX TG. = G. F[inkelthaus], XXX Teutsche Gefänge, Leipzig 1642; LL. = G. F[inkelthaus], Lustige Nieder. Anno 1648. Lübeck.

DG. Hij mit GV. V 2). Bäuerische Scenen schildern die Leipziger, wie wir sie in Kürze nennen wollen, gern realistisch, nicht arkadisch, obwohl, durch den Reim auf „Hirten“ veranlaßt, die Myrten sich noch gelegentlich einstellen (Br. D; DG. D 5; LL. N. 41). Filidor lernt von ihnen; auch er kontrastiert satirisch Stadt und Land, Bürgermädchen und Bauerndirne, ländliche Einfachheit und Mamodewesen (GV. V 5 und 8).

Aber die ausgesprochene Verwandtschaft zeigt sich erst auf dem Gebiet des eigentlichen Liebesliedes. Wie es Fleming in einer „Überschrift“ gethan (Fl. 227 N. 37), besingt auch Filidor den Brief der Geliebten (GV. IV 2). Die Mahnung an die Liebste, „mehr alleine denn bei Leuten“ (Fl. 406) zu küssen, giebt Fleming einmal (Fl. 424) Stoff zu einem zierlichen Gedicht, das Filidor (GV. IV 6) frei nachgeahmt hat. Und nur die Rehrseite dazu ist es, wenn Finkelthaus (LL. N. 29) eine „Bielbeküßte“ tadeln:

Fromme, deine Freundlichkeit
Geht bey vielen gar zu weit.
Liebe, folge meiner Lehre:
Nimm nicht jedes Küssen an,

und Filidor (GV. II 4) der leichtsinnigen Legere zuruft:

Legere, laß die Poffen bleiben,
laß dir den Mund nicht so bereiben.

Manchmal sieht es fast aus, als hätte der Dichter Vorlagen des Leipziger Kreises gedruckt vor Augen gehabt. Wie merkwürdig hat er z. B. Flemings 46. Liebesonett (Fl. 511) mit der Überschrift „als er von ihnen in den Garten geladen war“ und das nächstfolgende mit dem Beginn

Fleuch, feuchter Zephyr, aus, fleuch, wie nach deiner Floren
du ißt noch pflegst zu thun

ineinander gearbeitet! Gleich der Anfang verrät es (GV. IV 3):

Mein Lieb haht mich in einen Garten,
wo der verliebte Westenwind
der Floren pfleget aufzuwarten.

Und auch der weitere Wortlaut der Gedichte zeigt auffällige Übereinstimmungen:

Fl. 511: Ich weiß den Ort, Priapus hat das Zelt
mit Grünem aufgesteckt.

GV. IV 3, 11: Du Lust-Ort des Priapus Zimmer.

Da vermutlich Fleming und Filidor verwandte Erlebnisse durchgemacht haben, vor allem die grausame Trennung von der Geliebten, so wundern wir uns nicht, daß in Liedern des Abschieds uns Anflänge begegnen (vgl. Fl. 423 mit GV. III 10); beide preisen die Wollust gemeinsam vergossener Tränen (Fl. 532, GV. III 10, 7), beide möchten der Trauten einen Denkstein errichten (Fl. 418, GV. VI 6, 8).

Aber nicht so sehr in den ernsteren Gefängen von hingebender Liebe, als vielmehr in den robusteren Trugliedern tritt die Übereinstimmung zu Tage. Da sind auch erst die burschikosen Leipziger recht in ihrem Element. Die üble Erfahrung, die Brehme (Br. Rij) gemacht haben will:

Das Schnöde Geldt
Hat meinen Schatz verkehrt:
Auch endert sich die ganze Welt
Wann man ihr Geld verehrt.
Hab ich gleich nicht viel Gelt vnd Gut
Hab ich Muth
Vnd einen freyen Sinn
Vnd das ich redlich bin,

das ist ein Stoff, der auch Filidor in Zorn bringt und ihn alle Musen zum Henker wünschen läßt (GV. V 10). Kommt nun gar die Rede auf die althergebrachte Untreue der Weiber, dann weiß jeder ein Lied davon zu singen:

- Fl. 409: Der Wankelmuth und leichte Zoren
ist allen Weibern angeboren.
Br. Rij: Ein Zeugnis solst du mir stets seyn
Daß Damen nicht zu gläuben.
Sie haben nichts denn falschen Schein.
DG. Div b: Der Damen Liebe hat den Brauch,
Daß sie bald wird zu Dampff vnd Rauch.

Und Filidor, der auch den Spruch von „Liebe und Aprilen-Wetter“ (VI 5) kennt, stimmt mit ein:

II 7: Nichts bessers kan ein Weibes-Bild,
als daß sie Treu mit List vergiltt,
und meisterlich weiß zubetriegem
mit Schmeicheln Spott und schlimmen Lügen.

Von hier ist nur noch ein Schritt zu den ungalanten Spottliedern auf das weibliche Geschlecht, die übrigens nach all den zucker süßen Schmeicheleien der Zeit ganz erfrischend wirken. Da ist kein Stoff zu gewagt. Ein Lied wie LL. N. 62 könnte ohne weiteres in Filidors priapeisches siebentes Zehen eingerückt werden. Lüsterne Szenen, wie sie Fleming noch nicht kannte, sind vereinzelt bei der jüngeren Generation beliebt; das Bild der nackten Schönen (WKF. 19; Br. Gij b) taucht auch bei Filidor (GV. VII 1) auf. Im ganzen aber liegt bei aller Freiheit doch ein ehrliches lautes Lachen den jungen Dichtern näher als das heimliche Richern; verschmigte, halbe Anspielungen kennt diese Poesie noch nicht, der Spaß ist lärmend und breitspurig. Freilich, spröde darf das Mädchen nicht sein. Hatte schon Finkelthaus (DG. Gjb) der allzu Ehrbaren zugerufen:

Auff deinen Wangen
Bleibt nichts behangen
Ein Kuß ist abgewischt in einer Nacht.
Wer kann es wissen?
Denn dieses Küssen
Kein Loch, Fleck, Wunden oder Narben macht,

so geht Filidor (VII 4, 6) schon einen Schritt weiter und hält jede Berührung für erlaubt:

Die Haut wird doch nicht ringer
und bleibet unbefleckt,
ob sich schon je ein Finger
darüber ausgestreckt.

Besonders richtet sich der Eifer gegen die Alten, die Feinde der grünen Liebe. Wasserhun leuchtet (WKF. 26 f.) dem Griesgram tüchtig heim:

Das ist der alten Seuch,
Daß, was sie nicht mehr können,
Und doppelt vor gethan,
Sie gar nicht wollen gönnen,
Dem, ders jekund noch kan.

— — —
Wenn ich die Jahr erreicht,
Auch mit vier Augen seh,
Die Zeit den Kopf nur bleichet,
So thu ichs auch nicht meh.

Und Filidor ahmt die Scheltrede deutlich nach in dem Gedicht, das die Überschrift trägt „Gedenk wie du es hast getrieben“ (GV. V 6). Besonders beliebt ist in den Gedichten dieser studentischen Kreise die Trias der lebens- und liebesdürstigen Frau, ihres hustenden alten Gatten und des jungen Ersatzmannes. Läßt Brehme (Br. Niii) den Alten sich gegen die Dame verteidigen, läßt Wasserhun (WKF. S. 11 ff.) die enttäuschte Frau klagen, daß sie cum conjuge

coelebs sei, so sieht Filidor das Verhältnis von der dritten Ecke an und legt dem strogenden Kavalier (GV. VI 10) ein Schmählied auf den unzulänglichen Alten in den Mund.

Diese Proben aus dem Vorrat der Motive zeigen schon, wieviel der Sänger der Geharnschten Venus der Leipziger Überlieferung verdankt; und dieser Eindruck wird noch verstärkt, wenn man einige Stilproben hinzufügt. Filidor liebt es, ein paar Gedichte fest und frisch mitten aus der hochgeschwellten Stimmung heraus mit dem Wort „Und“ beginnen zu lassen (GV. II 8: Und, wo ich dir's, Zeline, schenke; VI Zuschrift: Und hätte dir diß Werk, Geehrter, nicht gefallen); er fand diesen Brauch bei den Leipziguern vorgebildet (Fl. 222: Und du bist Petrus Art; 407: Und soll es nun nicht anders gehen; 499: Und tötest du mich gleich; LL. N. 26: Und ich werde doch Rubellen lieben; N. 41: Und solt ich denn nicht jene zeigen).

Des ferneren sucht er seinen Liedern dadurch einen kräftigen Abschluß zu geben, daß er in der letzten Strophe, die er mit dem Worte „Darum“ beginnen läßt, das Resultat zieht (GV. II 4, 7: Drum, wiltu fromm und Erbar heißen; II 8, 6: Drum denke nicht, Zeline; II 10, 7: Drum besser

dich; III 3, 5: Drum geh, verhaßtes Sternenheer; IV 1, 9: Darum, wer sich in dem Lieben unbetrübt gedenkt zu üben; IV 4, 12: Darum, mein Freund, der du die Nacht bedenkest). Ein besonders festes Gefüge bekommt das ganze Gedicht vor allem, wenn diese letzte mit „Drum“ oder „So“ eingeleitete Strophe gleichlautend mit der ersten ist (GV. IV 6, Strophe 1: Es ist genug der Hände drücken, Strophe 6: Drum sey genug der¹ Hände drücken; V 2, Strophe 1: Auff! bringet Wein, Strophe 13: So bringt nu Wein; VII 4, Strophe 1: Was zückstu denn zurücker, Strophe 8: Drum zücke nicht zurücker). Auch diese Wirkung kannten die Leipziger schon (Br. Ujb, Strophe 1: Ob ich gleich nicht reich noch schöne, Strophe 9: Drumb ob ich nicht reich noch schöne; LL. N. 52, Strophe 1: Ich liebe dich allein, geehrte Marilis, Strophe 4: So liebe mich allein, geehrte Marilis).

Auch einen scherzhaft verchränkten Satzbau, den ich nur bei Finkelthaus nachweisen kann, den aber

¹ So ist natürlich zu lesen, nicht „dir“. Wenn Raehse schon alle offenkundigen Druckfehler des Originals verbesserte, so durfte er auch setzen III 2, 4 „Fluht“ statt „Flucht“; VII 1, 21 „Pfiel“ statt „Pfeil“; VII 7, 6 „Barillchen“ statt „Barillchen“.

Lessing zu komischer Wirkung noch in „Minna von Barnhelm“ angewandt hat, finde ich bei Filidor nachgebildet:

DG. Iij:

Ich küß: Ich drück: Ich bind: den Mund: die Hand: die
Schue:

Ich rühr: Ich fühl: Ich brings: das Ohr: die Brust: euch zu:
Ich tanz: Ich knie: Ich lach: mit euch: vor euch: euch an:
Das ist die Höflichkeit, die ich euch zeigen kan.

GV. Sinnreden V:

Die Nacht, die Lühr, die Gunst, verborge, machte, gabe,
mein Glück, mich froh, was ich so oft verlangt habe.
Seh stille Nacht geküßt, ihr Pforten bleibt geehrt,
und du geliebte Gunst werd' je und je gemehrt.

Zum Schluß gebe ich eine kleine Zusammenstellung aus dem Wortschatz, möchte aber auch da nur auf die Summe der Übereinstimmungen hinweisen und nicht behaupten, daß Filidor das einzelne Wort immer entlehnt, und nun gar dieser bestimmten Quelle entlehnt habe.

Beflammt. Fl. 66: beflammt die Liebestherzen;
GV. I 1, 6: mein beflammtes Herze.

Blick = Augenblick. Fl. 113: Es ist um einen Blick;
147: die Stunden schießen fort, ein jeder Blick, der spricht;
Br. Kij: Läßt er (der Himmel) ein Blick mir gütig seyn kömmt Unglück strack dar-

für; GV. I Zuschrift: will ich die vergunnten Blicke der Gelegenheit ergreifen; I 8, 5: ich habe nicht ein einigs Blickchen recht geschlaffen.

Dadern. DG. D 8: Sie dadadadert mit geschrey; GV. I 7, 4: die Dader-Ganß.

Gezweyte. Br. Dij: ihr jeko noch gezweyten (= die ihr jekt nur zu zweien seid); GV. IV 2, 13: die eine der gedritten (= der drei Grazien).

Pöfel. Fl. 286: der achtet keines Pöfels Gnad'; 404: obßchon der Pövel anders spricht; 411: der Pövel braucht der Rach' und Schande; LL. N. 16: Immittelft laß den Pövel toben; GV. I 10, 2: ich achte nicht deß Pöfels Spiel; VI 8, 1: Pöfel was soll das bedeuten.

Prachen. Br. Hiiij: Es mustens alle lachen, Vnd sagten, wird er nun mit einer Hand noch prachen; GV. II 7, 3: wie prachertstu um einen Ruß.

Satt als Adverb = genug. Fl. 328 : die stark sind satt zu stoßen ihn ins Loch; 271: die böse Seuche hat uns dünne satt gemacht (vgl. auch das Register bei Lappenberg); Br. Giiijb: jedes Wort, das sie heraussfer bringet, ist kräftig satt; Br. Giiijb: Vnd ewers Kleides Saum wehr vbel satt besprihet; DG. Hiiijb: Satt ifts, so ihr mir wolt ein gutes Auge schenken; GV. II 5, 3: nicht höfflich satt dich

zubedienen; III 1, 6: doch wärestu nur flüchtig satt; VII Zuschrift: nu habt ihr satt gelesen; VII 1, 19: hastu nicht satt Gelegenheit; Sinnreden XII: Bin ich nu nicht dankbahr satt gewesen.

Schnitt = Verläumdung, Lüge, Unredlichkeit. Fl. 404: O, das ist wol ein großer Schnitt; GV. II 8, 2: wer traute dir die Schnitte zu!

Zieht man alle diese Übereinstimmungen, deren Zahl sich obendrein erheblich vermehren ließe, in Rechnung, dann ist der Zusammenhang Filidors mit Flemings Leipziger Gefolgschaft nicht zu leugnen. Aber es ist ein rein litterarischer Zusammenhang; die Gedichte wurzeln doch nicht in kursächsischem Boden. Ja, man darf auch über der Harmonie die Abweichungen nicht vergessen. So grob wie die Leipziger an spröde Schönen Körbe austheilen, thut es Filidor nicht; ihn scheint, selbst wo er derb und ungalant wird, doch noch ein Rest von Scheu vor dem weiblichen Geschlecht in Schranken zu halten, wenn er auch anderseits weit entfernt bleibt von der Keuschheit Flemings in dem Sonett „Als er sie schlafend funde“. Und noch eins scheidet Filidor von den Leipziger Burschen; er hat nie, selbst nicht V 5, mit dem Ernst des Krieges so gespielt, wie z. B. Finkelthaus thut.

Die Unterschiede mögen begründet sein in Fildors persönlichen Erfahrungen; sie finden aber auch dadurch ihre Erklärung, daß der Dichter in den Bannkreis einer andren litterarischen Tradition gelangte. Was dem jugendlichen Poeten von Leipzig her an Roheiten anhaftete, wurde nicht beseitigt, aber hie und da gemildert durch den genius loci Königsbergs. Beide Einflüsse durchdringen sich nicht, sondern laufen nebeneinander her; wurde die Leipziger Lustigkeit durch den jugendlichen Sinn des Dichters wach gehalten, so gewann die Königsberger Lehre, wie wir später erkennen werden, ihre Macht hauptsächlich dadurch, daß hier die abstrakte Unterweisung jahrelang durch die Schule des Lebens ergänzt wurde.

3.

Einen Weg, der von der Lebensauffassung der Leipziger Musenöhne zu der der Insassen von Alberts Kürbshütte, von der ars amandi zu ars moriendi führt, den legt ein Mensch natürlich nicht in wenigen Monaten, und selbst in Jahren nicht von einem Ende zum andern zurück. Wir dürfen daher zwischen Fildor und den Männern, die sich um Robertin und Albert scharten, nur eine Annäherung, keine volle Übereinstimmung erwarten.

Was die Königsberger Dichter¹ von den so erheblich jüngeren Leipziguern unterscheidet, ist ihr maßvolles Behaben. In ihren Trauergesängen, wenn sie nicht etwa einem Großen dieser Erde gelten, giebt es keine pathetische Klage, keine Verzweiflung, kein Händeringen, Ächzen und Schreien, sondern nur milde Wehmut, stille Betrachtung, feuchtschimmernde Augen, sanften tröstenden Händedruck. Und in ihren heiteren Gesängen geht es wohl einmal lustig zu; aber auch da ist alles abgeklärt, es stört kein frecher Ton, keine Unanständigkeit. Sie feiern die Liebe, aber in Züchten und mit altfränkischen Huldigungen. Sie schätzen den Wein, aber sie trinken ihn mäßig und saufen ihn nicht aus Kannen. Und wenn sie singen, so geschieht es kunstvoll, drei- oder gar fünfstimmig, zur Begleitung sanfter Instrumente, sie brüllen keine Runda.

K. 216: Wer Gott zu förderst dich ergiebt,
Und nimmer von Ihm weichet,
Auch nachmals eine Seele liebt
Die seiner Seelen gleichet,

¹ Es genügt, um das Untersuchungsmaterial auf das Notwendige und Charakteristische einzuschränken, die Gedichte des Königsberger Dichterkreises nach der Ausgabe von L. G. Fischer, Halle 1883/84, zu citieren (K.).

Mag wol gewehnen sein Gemüht
In Frölichkeit zu leben,
Die dann ein Glaß und ein schön Lied
Vollauff vns können geben.

Viele dieser Lieder sind gar so verständig, so begriffsmäßig klar, so nüchtern, wie sich das in den langen biederen Perioden, den sauberen Relativsätzen und den vorsichtig ordnenden Konjunktionen offenbart. Ein Zug zum Allgemeingültigen, ein Verwischen der individuellen Merkmale ist vorhanden; selbst Lieder, die zu einem besondren Anlaß gedichtet sind, werden gerne so gehalten, daß sie auch auf jedes verwandte Ereignis passen.

Das alles konnte Filidor nicht mitmachen. Die Todessehnsucht, die häufige Bergegenwärtigung der Verwesung teilt er gar nicht mit den Königsbergern, ebensowenig wie ihren Stoicismus. Für seine Lieder voll Begehrlichkeit und Lebensgenuß und für seine kriegerischen Töne fand er keine Anregung bei ihnen. Sein Motivkreis ist enger; ganze Gattungen von Liedern, die Kasualgedichte, die religiösen Oden, die Gesänge zum Preise der Natur und der Jahreszeiten kommen für ihn in Wegfall. Und auch wo Berührungen stattfinden, welche Unterschiede! Selbst über den Trinkliedern der Königsberger liegt hie

und da etwas vom Druck der schweren Zeit; sogar an ein Lied wie K. 28 f., das von dem Recht der Jugend auf Lebensgenuß handelt, muß Simon Dach ein moralisches Schwänzchen anhängen. Welch ein Abstand des Temperaments zwischen Filidors Hymnus auf Amor (GV. IV 1) und dem bloß erklügelten, matt verständigen Lobgesang der Liebe von Simon Dach (K. 164)! Da zeigt sich deutlich der Unterschied des Lebensalters.

Aber wo sich dieser nicht geltend machen konnte, wo das Empfinden des Jünglings und des Mannes übereinstimmen, da hat sich Filidor doch gern an die Sänger der Kürbshütte angeschlossen. Er hat es sich gemerkt, daß die Königsberger Meister es lieben, ihre ernste Lebenserfahrung zu kleinen Sprüchen zu verdichten. In ihren Liedern findet sich manche Stelle, die wie ein Citat sich leicht einprägt und die dann in den Nachbarstrophen variiert oder durch Beispiele erläutert wird. Einen ähnlichen Brauch kann man in der Beharnschten Venus beobachten. Filidor hat ferner die einfache Innigkeit, die Schlichtheit vieler Lieder, besonders von Simon Dach, lieb gewonnen und sich zum Muster aufgestellt. Auch von dem musikalischen Reiz der Arien in Alberts Sammlungen war viel zu lernen. Leider hat sich nur auch ein Übel mit

eingeschlichen. Es steckt etwas Philiströses in den Königsberger Gedichten; das Ideal besonders in den vierziger Jahren, als alle diese Dichter älter werden, bildet sich dahin aus: in den Hafen der Ehe einlaufen, sich um die Welt nicht mehr kümmern, für sich selbst sorgen oder durch hohe Gönner sorgen lassen und selbstgerecht sich und seine Tugend ein wenig bespiegeln. So erläutert z. B. K. 205 f. die „Kunst in der Welt fortzukommen“,

Daß solcher Mensch den Frommen
Zu Trost durch hoher Leute Gunst
Zu Stand und Brot muß kommen.

Seltfam genug, daß diese Banaufergesinnung bei Filidor Eingang finden konnte; er ruft (GV. II 5, 4) mit rechtem Pharisäerstolz einer zu Falle gekommenen Schönen zu:

Ich werde doch wol Brod und Hauß,
und einsten gute Nahrung finden,
da, Dellmane, du bleibst dahinden,
und fegst die öden Winkel auß.

Die Übereinstimmungen zwischen Filidor und den Königsbergern sind hauptsächlich allgemeiner Natur, die Stimmung ist vielfach dieselbe. Soll man aber augenfällige Reminiscenzen aufweisen, so ist daran zu erinnern, daß die Namen Argine (K. 90) für die Geliebte, Damon (K. 136 ff.) für den gastfreien

Freund GV. VII 6, 2 und I 7, 1 wieder aufgenommen sind. Gern rühmt sich Filidor, wie es Simon Dach und die Seinen thun und wie es Properz als sein Vorbild gethan, der Vieder als seines ganzen Reichthums (K. 12; 48; GV. I 6); weiß doch der Dichter, daß diese Vieder die Unsterblichkeit verbürgen (K. 137; 206 ff.; GV. I 1, 9; II, 10 u. ö.). Ebenso wie wir es bei den Leipziger Poeten sahen, scheinen auch von den Königsbergern einige Gedichte geradezu als Vorlagen gedient zu haben. Sollte es Zufall sein, daß K. 55 die Strophen 1—3 in der Reihenfolge der Motive genau den Strophen GV. I 3, 4. 5. 7 entsprechen? Sollte nur zufällig K. 291 so nah verwandt mit GV. II 6 sein? Auch Simon Dachs berühmteste Leistung klingt nach:

K. 179: Anke van Tharaw mihn Riktdom, mihn Goet,
Du mihne Seele, mihn Fleeſch on mihn Bloet.
Duöm' allet Wedder gliht ön ons tho ſchlahn,
Wy ſyn geſönnt by een anger tho ſtahn.

— — —
Wördeſt du gliht een mahl van my getrennt,
Seewdeſt dar, wor öm dee Sönne kuhm fennt;
Geß wöll dy fälgen dörch Wöler, dörch Mär,
Dörch Dhß, dörch Ihſen, dörch ſihndlöcket Hähr.

Diese Verse, die Dach selbst K. 286 verwäffert hat, lauten in Filidors Sprache:

GV. III 10, 3:

Rosill' ist mir Gewerb und Hauß,
Freund, Eltern, Vaterland und alles
bey ihr halt' ich all Elend auß,
bey ihr befürcht' ich keines Falles.
Will sie: ich geh mit ihr zur See,
wenn Sturm und Blizz spielt auff der Höh'
ich wage mich in ferne Wüsten
und wohne, wo die Schlangen nisten.

Wichtiger aber als alles dies ist, daß Filidor den Königsbergern die sanfte Melodie der Verse abgelauscht hat, daß er, soweit er kann, den glatten Fluß, der nicht durch Hindernisse gestört wird, nachahmt. Und da ist ein Hülfsmittel besondrer Beachtung wert. Schon Fleming hatte empfunden, daß es für Verse, in denen stets eine betonte Silbe mit einer unbetonten wechseln soll, kaum ein unbequemerer Sprachmaterial giebt als diejenigen komponierten Verben, deren erster Bestandteil eine einsilbige Partikel ist: auslachen, ausjaugen u. s. w. Er hat schon vereinzelt sich einen rhythmischen Vorteil dadurch verschafft, daß er die Partikel abtrennte und zwischen beide Bestandteile ein Wort einschob (Fl. 494: mache nicht, daß man dich aus muß lachen; Fl. 495: daß ich . . . aus muß saugen). Dieser Freiheit haben dann auch

Simon Dach und Heinrich Albert sich bedient (K. 137: Wann die Lerch' vnd Nachtigal An= wird stimmen Berg und Thal; 154: Er würget, wie er an= vns trifft, Jung oder Alt; 171: Ob ich mit Recht mein Junges Leben Vmb jhrent willen auff= soll geben; 274: Ein Blat uns vor= wil tragen). Aber erst Filidor hat die volle Konsequenz gezogen; nicht, wie die Vorgänger thaten, wagt er nur eine Silbe, ein Hilfsverb oder Pronomen einzuschieben, sondern bis zu fünf Silben. Dadurch hat er manche Härten auf das Bequemste vermieden (GV. I 3, 10: als ab= von ihrem Ruhme =lassen; I 7, 7: ich würd' ab= ihrer Seite =gehn (ab noch ganz als Präposition); I 8, 6: ich wil es auß= ganz willig =halten; I 9, 7: biß der Tod mich auff= wird =reiben; II Zuschrift: wer . . . an= wil =tasten; II 5, 4: (das) wirstu auff= auß der Ufche =lesen; II 7, 3: darff aber keinem an= es =zeigen; III 10, 6: ihr Betrübniß an= mit =sehen; IV 6, 6: wer weiß ob nicht . . . die schlauen Meider ab= was =merken; V 2, 6: läßt du nu knarrend auff= dich =machen; V 7, 4: wer gegen Amor auff= sich =rottet; VI 3, 4: was werd' ich an= doch erst= lichst =fangen; VI 5, 6: dennoch wil ich ab= nicht =lassen; VI 7, 3: wie ich . . . sie an= zuerwachen =flehe; Sinnreden XV: wil dein Sattel nur mir

an=fiß=massen; Zugabe 10: daß er erst an= im Alter =fieng).

Auch den Sprachschatz Filibors und der Königsberger dürfen wir auf bemerkenswerte Übereinstimmungen hin prüfen:

Frezhen. K. 9: Jetzt sind nur Raupen hie mich vollent abzufrezhen; 45: ist von den Würmen abgefrezhet; 163: vom Winter wird es ganz befräzhet; GV. II 2, 10: sie befräzten meine Heyden.

Fressen. K. 82: Ob ich noch so sehr mich fresse; GV. I 9, 8: So hör' doch auff mein Herz zu fressen.

Fund = Erfindung. K. 161: Sie durch ein Fündchen, List vnd Kunst; GV. II 8, 3: das süsse Lieben.... hat dich zu solchem Fund getrieben.

Sauer=. K. 243: der bleibt ein Sauer=Maul; GV. III 5, 3: der Eltern Geiz und Sauer=Zahn.

Schorrstein. K. 108: Raum ein kleines Schorstein=fewer; GV. IV 4, 5: Mach lieber Feuer im Schorrstein; IV 4, 10: zünd' ich den Schorrstein an.

Zu Steuer kommen. K. 91: Komm abentlich zu stewr mit deinem Licht vns beyden; GV. III 2, 7: kehm Thetis mir zu steuer; VI 5, 2: Meiner Liebe treues Feuer kömmt mir nu schlecht zu steuer.

Nun müssen wir aber an diese Beobachtungen doch noch die Bemerkung knüpfen, daß Königsberg nicht wie Leipzig bloß litterarisch, sondern mit seiner ganzen Existenz auf Filidor gewirkt hat. Offenbar hat der Dichter dort lange Zeit gelebt, denn der Dialekt der Gegend ist ihm so vertraut geworden, daß eine ganze Reihe von Wörtern aus dem Königsberger Platt sich in die Gedichte eingeschlichen hat. GV. IV 4, 5 läßt er eine ostpreußische Magd die Worte sprechen: „ich leg mich tahl“, giebt also dem Wort „däl“ anscheinend falschen Anlaut, was man dem Nichtpreußen verzeihen würde. Aber es scheint doch richtig zu sein; denn Hennig in seinem Preußischen Wörterbuch, 1785, S. 49 bemerkt: „Ehmals wurde es Thal geschrieben“. Denselben Anlaut schreibt Filidor in dem Verbum „vertrögen“ (GV. III 2, 9: es würden seine Quellen vertrögen über mir). Auch dieses Wort — das dem Dichter von Haus aus fremd ist, denn später in Hamburg (IV Zuschrift) schreibt er wieder „vertrufnet“ — ist noch heute in Königsberg als „verdregen“ gebräuchlich.

Unter allen Süßigkeiten der Zuckerbocke Barbillchen wird VII 7, 6 das Fuppchen (die Tasche) im Rock angeführt. Auch das ist ganz ostpreußisch;

Hennig bemerkt S. 76: „Fuppe, sagt man, anstatt Tasche“.

Dazu ferner II 8, 1 der entrüstete Ausruf über eine Dirne, die ein freches Gerede gemacht hat:

Es denke doch nur einer, denke,
was diese Marigelle spricht.

Auch über den Gebrauch dieses altpreußischen Wortes, das ich vor wenigen Jahren noch oft dort als Anruf der Mägde auf dem Felde gehört habe, belehrt uns Hennig, S. 155: „Zuweilen aber wird auch das Wort verachtungswaise gebraucht, z. B. die Margelle bildet sich viel ein, oder was ist an der Margelle gelegen? Bey Frauenzimmern von Stande wird dies Wort niemals ohne Beleidigung des Wohlstandes angebracht.“

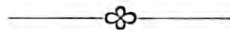
Inmitten dieser ostpreußischen Ausdrücke befremdet uns nun auch nicht mehr der seltsame Name „Buschgen“, den Filidor der Geliebten beilegt, der Name, von dem er IV 8, 4 sagt:

Hätt' ich dich Buschgen stets genannt,
so möchte mancher auff dich sinnen,
der Leute spizziges Beginnen
ist mir mehr als zuviel bekannt.

Boß in seinem Idioticon Prussicum, 1759, berichtet nämlich: „Tusch, soll so viel als Dorothea

heissen. Die Vornamen werden bey uns Preussen oft so stark verkürzet, daß aus dem rechten Worte kaum nur ein Buchstab übrig gelassen wird. So heissen Barbara Busch, Catharina Rasch, Sophia Fusch, Juliana Jul u. s. w.“ Also Barbara hieß Filidors Geliebte mit dem bürgerlichen Namen; und ich überlasse es nun der Königsberger Lokalforschung, diese Barbara, die in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre geboren sein mag, zu suchen.

Der Königsberger Lokalforschung! Denn Königsberg ist der Boden, auf dem Rosille = Buschgen gelebt hat. Filidor spricht GV. II 2, 1 von dem Pregel, er richtet später seine Gedichte zum großen Teil an Freunde, die er in Preußen gefunden, er erwähnt I 7, 3 ein Dorf oder Gut Kobitten, das sich nur im Regierungsbezirk Königsberg nachweisen läßt. Und inmitten dieser Umgebung redet er immer wieder von „der“ Stadt, als ob es nur eine gäbe. Er kann nur Königsberg gemeint haben; und somit kennen wir zunächst den Ort, wo Filidors Liebesroman gespielt hat.



III.

Abfichtlich find bisher die Gedichte Filidors fast nur auf ihren litterarischen Gehalt hin geprüft, alle übrigen Beigaben sogar beiseite gelassen worden. Wir haben dabei drei Lebensstationen des Dichters erkannt: Mitteldeutschland, mutmaßlich Thüringen ist seine Heimat gewesen; in Leipzig hat er zwar nicht flüchtige, aber doch nur vorübergehende dichterische Anregungen genossen; Königsberg dagegen hat ihn anscheinend länger gefesselt, nicht nur durch litterarische, sondern auch durch rein menschliche Beziehungen. Jetzt erst treten wir an die Aufgabe heran, die Persönlichkeit des Mannes festzustellen. Leipzig wird dabei für unser Interesse zurücktreten. Im übrigen aber sind zwei Fragen zu beantworten: Erstens, ist der Heimatsort noch genauer zu bestimmen, als bisher geschehen? Und zweitens, kann man noch ermitteln, welche Veranlassung Filidor nach Königsberg führte? Ich stelle aus besonderen Gründen die zweite Frage voran.

1.

Liest man die „Geharnschte Venus“ aufmerksam durch, so muß man zu dem Schluß kommen, daß diese Lieder ein junger Mensch gesungen hat, der noch nicht in Amt und Würden saß, nach aller Wahrscheinlichkeit ein Student, denn er spricht oft von dem Dienst der Minerva, der sich mit dem der Venus nicht verträgt. Ein gescheiter Kerl muß es überdies gewesen sein; er kennt die alten römischen Klassiker so genau, wie er seine deutschen Zeitgenossen kennt. Dazu ist er ein frischer Gesell; er weiß auf die Rede des Volks zu lauschen, die Mädchen sind ihm nicht gram; und geht's mit dem Friedenswerk nicht voran, so folgt er der Kriegstrommel. Darum hat er seine Liebeslieder „Geharnschte Venus“ betitelt. Aber seinen Namen hat er nicht auf das Buch gesetzt. Wir müssen uns deshalb vorerst mit der Bekanntschaft eines seiner Freunde begnügen.

Nach der Sitte der Zeit wird die Sammlung eröffnet durch „Guter und lieber Freunde Zuschriften über diese Venus“, wohlgemeinte Empfehlungsbriefe, die dazumal als Ersatz für die fehlende litterarische Kritik und zur Abwehr wider den

„Reidhart“ dienen mußten. Unter diesen Begrüßungsgedichten beginnt das erste, aus Königsberg überfandte:

Vier Jahre brauchten wir fast einen Tisch und Stube:
mir ist noch nie bewust, daß du ein Lied erdacht
von dehm, was Zyprie vor fremde Reizung macht,
nun iezo spornt dich an der kleine Liebes Bube.

Ein vertrauter Genosse also redet den Dichter an; und er unterzeichnet seinen Sermon mit dem Satz „Nimm so vorlieb Mit Meiner Person“. Die letzten drei Worte „Mit Meiner Person“ stehen in einer besondern Zeile für sich, genau da, wo man unter gewöhnlichen Umständen den Namen des Schreibers finden würde. Es fällt ferner auf, daß alle drei Worte mit Majuskeln beginnen, so daß wohl hinter den Buchstaben M. M. P., das ist in dubio Magister M. P., sich der bürgerliche Name des Verfassers verbirgt. Ja, ich möchte noch einen Schritt weiter gehen. Das Wort „Person“ ist an dieser Stelle so seltsam, so gesucht, daß es gewiß nicht ohne Absicht gewählt worden ist. Wir nennen den Freund Filidor's daher einstweilen „Magister M. P[erson]“.

Nun widmet Filidor am 20. Oktober 1657 das erste Behen seiner Gedichte zwei Schäfern, „dem

vortrefflichen Hirten Streson, wie auch dem unvergleichlichen Pranserminto“. Von diesem zweiten Freunde heißt es in der Aufschrift:

Jetzt komm' ich auff Pranserminten.
Wo ich, Pranserminto, dir einigs Zeichen meiner Treue
nicht einmal auch spüren ließe: fühlt' ich billich jenen Brand,
der den aus der See halb-todten aller Welt gemacht bekant.¹
Drehmal bracht' Apollens Stern seine Reise zu der Reige,
drehmal spannt' er wieder an. So viel Jahre sind verlossen,
daß du stets um mich gewesen: Eine Stube nahm uns ein,
eine Tafel reicht' uns Speise, Kreuz und Glück war uns
gemein.

Was für Lehr-bereichte Lust hab' ich dar bey dir genossen!

Kein Zweifel, Pranserminto ist identisch mit dem Magister M. P[erson]. Mit ihm hat Filidor bis vor drei Jahren, d. h. bis 1654 oder vielleicht Anfang 1655, dasselbe Zimmer geteilt. Vier Jahre hat die Kameradschaft gedauert, sie hat also die Zeit von 1651 bis 1654[55] umfaßt. Wissen wir für diese Jahre Pransermintos Wohnsitz, so kennen wir damit auch Filidors Aufenthalt.

Der Magister M. P[erson] begrüßt seinen Freund von Königsberg her, der Stadt, wo unter den Dichtern seit Jahrzehnten anagrammatische Spielereien mit dem eigenen Namen beliebt waren, wo Simon

¹ Das heißt: müßte ich erröten, wie Odysseus bei den Phäaken.

Dach sich die Hirtennamen Chasmino und Sicha-
mond beilegte, Roberthin sich Berrintho, Adersbach
sich Barchedas nannte. Wie, wenn in Pranserminto
ein Vorname mit M und ein Zuname mit P steckte?
In der That, sondre ich den beliebtesten Vornamen
mit M, Martin, aus, so bleiben genau die sechs
Buchstaben übrig, die das Wort „Person“ bilden;
und schüttle ich diese nochmals durch einander, so
ergiebt sich der Zuname Posner.

Magister Martin Posner ist in den Jahren
1651 bis 1654, die für uns in Betracht kommen,
und auch noch weiterhin recht wohl nachweisbar.
In die Matrikel der Königsberger Universität¹ ist
unter dem 14. Dezember 1651 als der sechsund-
dreißigste des Wintersemesters 1651/52 einge-
tragen:

M. Martinus Bosner, Geran. Misnic., data
dextera promisit obed[ientiam] — dd. (= dedit)
— 4 - 10.²

¹ Alle Auszüge aus der Matrikel hat mir auf gütige
Erlaubnis des Rektors, Herrn Prof. Jacoby, der Herr
Archiv-Assistent Dr. N. Wittich in Königsberg gemacht, dem
ich für die ausführliche Beantwortung aller meiner Fragen
aufrichtigen Dank sage.

² Diese Zahlen am Ende jedes Matrikeleintrages be-
deuten die erlegten Mark und Groschen.

Pożner, der aus Gera stammte, ist, weil er bereits Magister war, nicht durch ein förmliches Jura-mentum, sondern nur auf Handschlag vereidigt worden. Er hat eine ganze Reihe von Jahren in Königsberg gelebt. Wir wissen von ihm, daß er dort sechzehn Disputationen über die Hauptstücke der Metaphysik gehalten hat, die er 1657 als Handbuch erscheinen ließ, unter dem Titel *Sapientia prima quam Metaphysicam vocant, Methodo Scientifica conscripta*.¹ Dann aber wurde ihm im gleichen Jahr — zu derselben Zeit, als er sein Begrüßungsgedicht an Filidor schrieb — gewiß wegen seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit eine besondere Vergünstigung zuteil. In Königsberg durften theologische Vorlesungen nur von den Professoren der Theologie gehalten werden. Ein Nichttheologe, der ausnahmsweise mit in diesem Fache lehren wollte, mußte sich bei der theologischen Fakultät melden, eventuell ein Tentamen ablegen und wurde dann von der gesamten Fakultät (nicht von dem Dekan allein) mit Stimmenmehrheit auf ein Halbjahr (zunächst nicht länger) bevollmächtigt, theologische Vorlesungen zu halten. Diese außerordentliche Gunst ist Martin Pożner gewährt worden. Er

¹ Ein Exemplar befindet sich in Königsberg.

hat „a. 1657 den 22. Junii unter dem D. Dreier desselben 33. Differtation wider die Päßtler pro facultate Collegia Theol. aperiendi vertheidiget¹“. Aber er blieb nur noch zwei Jahre an der Preussischen Universität. Die Acta historico-ecclesiastica, Bd. 10, Weimar 1746, S. 411, berichten: „M. Martinus Poßner, von Gera, Candidat. Theol. Past. und Superint. ein gelehrter und geschickter Mann, der gute Inspection hielt, übernahm Domin. Oculi 1659 das Amt (nämlich die Superintendentur in Saalburg), und kam von Königsberg in Preussen hieher, wurde 1667² Super. in Lobenstein, und verfahe auch bis 1669 die Inspection in Saalburg mit, starb 1669 zu Lobenstein“. Was ihn ursprünglich nach Königsberg gezogen hatte, ist fraglich. Die

¹ D. Daniel Heinrich Arnolds ausführliche . . . Historie der Königsbergischen Universität. 1. Th. Königsberg 1746. S. 218 f. — Vgl. auch G. C. Pifanskis Entwurf einer preussischen Viterärsgeschichte in vier Büchern, herausgegeben von Rud. Philippi. Königsberg 1886. S. 254 f., 298 f., 319.

² Über diesen Termin bin ich freilich anders berichtet. Herr Bürgermeister Kröcher in Saalburg teilt mir als dortigen Eintrag mit: „Martin Poßner ein Geraner seit Dom. Oculi 1659 Pastor und Superintendent, ging 1666 als Superintendent und Pastor primarius nach Lobenstein, behielt aber bis zu seinem 1669 erfolgten Tode die Inspection über Saalburg bei“.

preußische Universität hatte schon während des dreißigjährigen Krieges viel Zuzug von Studenten aus dem Reich. Das Leben war dort wohlfeil, die Lehrkräfte gut; es gab viele Wohlfahrtseinrichtungen, die auch nichtpreußischen Studenten zu gute kamen. Voigtländer, speciell Geraner, weist die Matrikel in großer Zahl auf: vielleicht war auch Heinrich Albert, dessen Familie aus Gera stammte, eine Anziehungskraft. Freilich, als Martin Posner immatrikuliert wurde, war der vortreffliche Musiker schon vor zwei Monaten begraben worden.

Nach diesen Mitteilungen ist es klar: In Königsberg, als Studiengenossen des Magister Posner, haben wir vom Wintersemester 1651/52 bis 1654/55 Filidor den Dorfferer zu suchen. In der Königsberger Matrikel muß er stehen, denn vier Jahre wird er doch nicht völlig als Wildling gelebt haben. Aber wie aus der langen Reihe von Namen den einen herausfinden?¹

Wir müssen nochmals, nunmehr mit geschärften Blicken, nach der Heimat des Dichters ausschauen.

¹ Nachforschungen über das Verhältnis Filidors zu Johannes Wolke haben zu keinem Resultat geführt. Ihm ist das vierte Buch gewidmet: „dem edlen Elb-Schäfer Nephelidor, aus Niladelphia (Anagramm für Bieflandia)“. In Königsberg hat Wolke nicht studiert.

2.

Das zweite Zehen der „Geharnschten Venus“ ist zugeeignet „Denen Hoch-berühmten Gerenschäffern Glykandern Hypsilas und Dafnis“. Die seltene Bezeichnung für die drei Männer hat Eschenburg, um die Autorschaft Jacob Schwiegers zu stützen, dahin erklärt, daß Gehre eine Gegend im Holsteinischen an der Elbe sei. Das ist nun ganz unmöglich. Es widerstreitet allem Sprachgebrauch des 17. Jahrhunderts, die Schäfer nach dem Ort, bei dem sie weiden, zu benennen. Wir haben keine Nürnbergschäfer, sondern Pegnitzschäfer, keine Hamburgschäfer, sondern Elb- und Alsterschäfer; wir kennen Weichsel-, Pregel-, Pleißenschäfer u. s. w. Also nach den Flüssen, an deren Ufern sie sich lagern, werden sie benannt. Und deshalb kann „Gerenschäfer“ nichts anderes bedeuten als die Schäfer an der Gera, dem Flößchen, das vom Thüringerwald her der Unstrut zueilt. Dort wohnten dem Filidor „herzensvertraute Herrn“ und „alte Freunde“.

Aber noch innigere Beziehungen fesselten ihn an diese Stelle. Wir müssen uns die Situation des Liedes III 10, der Abschiedsode an Barbara-Rosille vergegenwärtigen: Einst ist er im Norden bei ihr

gewesen, jetzt hat er den Ort, wo sie wohnt, also Königsberg, verlassen; nur der „Südwesten-wind“ (Str. 8) könnte ihn zurückführen. Von seinem jetzigen Aufenthalt aber sagt er:

Jetzt hält mich ein bequemer Ort
mich fühlt ein Zephyr auß der Ehre,
ich bin bedienet fort für fort
mir mangelt nichts an Gunst und Ehre.

Also er selbst wohnt jetzt am Ufer der Gera. Und da nun dieser Fluß von der Quelle bis zur Mündung gerade durch das Gebiet fließt, das wir als Heimat Filidors in Anspruch nehmen mußten, so ist die Vermutung wohl nicht allzu gewagt, daß an der Gera des Dichters Wiege gestanden hat und daß Familienbeziehungen ihn von der Universität dahin zurückgeführt haben. Ob seine Vaterstadt etwa Plaue, Arnstadt, Erfurt gewesen, ob er in einem Dorf zur Welt gekommen, das mögen seine Gedichte uns sagen.

Noch einmal haben wir den Sprachschatz Filidors zu mustern und wiederum nicht auf das einzelne unscheinbare Kriterium, sondern auf den Zusammenklang von Beweisen achtzugeben. Ein Mann, der nur Liebhaber, nicht Gelehrter sein wollte, der Pfarrer W. Andrea in Stotternheim, hat im

Jahre 1866 eine Sammlung von Wörtern veröffentlicht¹, die er aus der Volkssprache in der Umgegend Erfurts gesammelt hatte. Dort finden wir zwei Wörter, die auch Filidor geläufig sind:

§. 299. Datern, schnattern, von den Gänsen; vgl. GV. I 7, 4: die Dader-Ganß.

§. 350. Nährlich, knapp; es reicht nährlich, mach's nicht zu nährlich; „knapp und nährlich ein Glas“; vgl. GV. Sinnreden XI: drum hat Rosilis das Licht allzunährlich abgemeyt (d. h. den Docht zu kurz geschnitten).

Es belehrt uns ferner der Wenkersche Sprachatlas, daß noch heute in Erfurt und Umgegend als part. praet. von „sein“ die Form „gewest“ gilt. Auch bei Filidor, der sonst schriftdeutsch „gewesen“ schreibt, läuft sie einmal mit unter: GV. V 4, 7: es sey niemand, als der euch unbekant gewest zugegen.

Und noch solch ein verstecktes Eckchen giebt es, an dem sich des Dichters Dialekt verrät. In der ganzen Umgebung von Erfurt ist heute die schriftsprachliche Form „gelaufen“ durchgeführt; einzig und allein in Stadt-Erfurt selbst hat sich bis auf diesen

¹ Deutscher Sprachwart, herausgegeben von Max Moltke. [N. F.] 1. Band. Leipzig 1866, S. 298, 312, 327, 350, 361 und 378.

Tag die alte dialektische Form „geloffen“ erhalten. Und wieder, wo sich Filidor etwas gehen läßt, wie in den beigegebenen Madrigalen, geschieht es, daß ihm, im Reim auf „offen“, die Wendung entschlüpft: der Wangen Schwärz' ist Quittengeel beloffen.¹

So ist es denn wohl kein Zweifel mehr, daß er aus Erfurt stammte. Und nun, nachdem wir Schritt

¹ Beiläufig will ich noch ein letztes Merkmal der Sprache Filidors anführen: er braucht die Eigennamen bisweilen mit, bisweilen ohne Artikel (mit Artikel GV. I 7, 7 die Rosille; II 5, 1 die Dellmane; III 9, 1 die Mele u. ö.; ohne Artikel GV. I 8, 1 Dorinde hat mich erst gelehrt; II 4, 1 Begere läßt sich offters grüßen u. ö.). Das läßt zweierlei Deutung zu. Entweder stammt Filidor aus einem Grenzgebiet, wo man unentschieden war, ob man den Artikel setzen soll oder nicht. Dann muß der Gebrauch im 17. Jahrhundert etwas anders lokalisiert gewesen sein als im 19. Heute ist, wie mir die Herren Professoren Sundermann und Behaghel in Gießen freundlichst mitgeteilt haben, der Artikel in Erfurt gar nicht üblich, überhaupt nicht westlich von der Saale; ja selbst am rechten Ufer der Saale ist er zunächst ungebräuchlich, erst bei Neustadt an der Orla tritt er auf. Dann aber „wuchert er üppig“ bei Gera und im Altenburgischen Gebiet. Möglich, daß die Verteilung im 17. Jahrhundert eine andere war, und daß Filidor der Gebrauch des Artikels doch nicht so fremd war. Sollen wir aber die heutigen Grenzen des artikellofen Gebietes auch für jene Zeit gelten lassen, so weiß ich für den Sprachgebrauch Filidors nur die Erklärung, daß ihm von Haus aus, von Erfurt her der Artikel fremd war, er sich aber seinen Gebrauch hie und da durch die jahrelange Stubengenossenschaft mit Martin Posner, dem Geraner, angewöhnt hat.

für Schritt bis zu diesem Punkt gelangt sind, gewinnt für uns das eigentümliche Wort auf dem Titelblatt eine ganz besondere Bedeutung: „Filidor der Dorfferer“. Was soll diese sprachwidrige Neubildung? Dem unbefangenen Leser kann sie nur die Vorstellung erwecken, als komme Filidor vom Dorfe, wie er denn auch in der Zuschrift zum sechsten Zehnen sich den „Hirten Filidor“ nennt. Auch muß der Dichter früher einmal Eklogen oder dergleichen verfaßt haben, denn Martin Posner, der vertraute Freund, spielt darauf an:

Da du in Stäten lebst, da schriebestu von Feldern,
und Filidor selbst gedenkt dieser wahrscheinlich verlorenen Gedichte (GV. I Zuschrift):

Mein Apollo trug sich hoch; merket' er von dir sich preisen:
Meinen armen Hirten-Musen ward der Lorber fast zuschlecht,
wenn sie deinen Beyfall hörten: Selbst ich ringer Schäfer-
Knecht
bildte mir den Adel ein, lobtstu meiner Flöte Weisen.

Aber für Eingeweihte muß in dem Wort „der Dorfferer“ noch ein geheimnisvoller Klang gesteckt haben, und nicht umsonst hat der beste Kumpan des Dichters, Martin Posner, über sein Begrüßungscarmen ausdrücklich als Zeichen des Verständnisses die Worte gesetzt: „An seinen vertrauten Freund

den Dorfferischen Filidor". Der „Dorfferer“ ist eben ein Anagramm für den „Erfforder“, für den, der aus Erfurt (Erfordia) stammte.

3.

Nun wird es wohl nicht so schwer mehr sein, aus der Königsberger Matrikel den Dichter hervorzuholen. In den Jahren, die für uns in Frage kommen können, sind als Erfurter dort immatrikuliert worden¹:

1648, 15. Octob.	Stephanus Eilsner, Erfurd.	
	— jur[avit] —	2—5.
1650, 15. Sept.	Joachimus Pelargus, Erfurd:	
	Thur., jur. —	2—5.
1652, 5. Aprilis.	Nicolaus Pilgram, Erfurto-	
	Thuring. jurav. ddt.	2—5.
1653, 21. Aprilis.	Casparus Stieler. Erfurto-	
	Thuringus. —	2—5.
1653 (Mai).	Christian Heinrich Wagner, Erf.	
	Thuring. —	2—5.
1654, 4. Junij.	Johannes Wagnerus, Erfurti	
	Thuringus. —	1—2 ¹ / ₂ .

¹ Das Fakultätsstudium fehlt in dieser Zeit durchweg, wie mir Herr Dr. Wittich mitteilt; ebenso wenig ist die Exmatrikulation eingetragen.

- 1654, 13. Junij. Johannes Bartholomaeus Elnerus, Erfurt. Thur. — 2—5.
1654, 11. Julij. Georgius Adolphus Zigler, Erfurt. Thuring. — 2—5.
1654, 2. Sept. Johan: Jacobus Wittig, Erff: Thuring. — 2—5.
1654, 8. Octob. Johannes Andreas Losanus, Erfurto-Thuringus, jur. — 4—10.

Weitere Erfurter sind nicht ausfindig zu machen. Die Liste zählt zehn Personen auf, neben neun Unbekannten nur Einen, der sich als Dichter, als fruchtbarer Schriftsteller, nach seinen Ansprüchen auch als Gelehrter hervorgethan hat: Kaspar Stieler. Die Wahrscheinlichkeit neigt sich selbstverständlich zu seinen Gunsten. Aber allerdings, eins scheint zu widersprechen: die Zeitrechnung. Filidor soll die Jahre 1651 bis 1654 mit Posner in Königsberg verbracht haben; Kaspar Stieler aber wurde erst 1653 immatrikuliert. Die Schwierigkeit ist leicht zu beseitigen; wir wissen aus andren Nachrichten¹, daß Stieler sich schon seit 1650 in Königsberg aufhielt, auch wenn er erst mehrere Jahre später in den akademischen Verband eintrat.

¹ Ich verweise der Kürze halber auf den Artikel von Edward Schröder, *ADB.* 36, 201/3, wo weitere Litteratur angegeben ist.

IV.

Es hat uns, wie ich denke, frei und ungezwungen die Vermutung zu dem Resultat geführt, daß sich Kaspar Stieler hinter dem Pseudonym Filidors des Dorfferers verbirgt. Für mehr als eine Vermutung gebe ich diese Entscheidung aber immer noch nicht aus. Jetzt soll das vierte Kapitel die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit erhärten, indem es eine Probe auf das Exempel macht.

1.

Eine wichtige Bestätigung gewinnen wir zunächst dadurch, daß alle Erlebnisse Kaspar Stielers und Filidors ohne jeden Widerspruch miteinander übereinstimmen. Ja, es gewinnt die Jugendgeschichte des Dichters, wenigstens der Königsberger Aufenthalt, nun bedeutend mehr Farbe. Daß Filidor und Stieler beide aus Erfurt stammen, beide in Leipzig studiert haben, ist bekannt. Auch die Dauer des Königsberger Aufenthalts (Grenze 1650/1 bis Mitte 1657) stimmt überein. Wird uns von Stieler be-

richtet, daß er den Unterricht Valentin Thilos, eines Mitgliedes der Kürbschütte, genoß, so hat sich die Folge davon in unsren früheren Untersuchungen gezeigt. Daß ferner Filidor vom ostpreußischen Landleben eigne Anschauung gewonnen hat, erkennen wir aus vielen seiner Gedichte; auch in Stielers Leben können wir solch einen Landaufenthalt, eine Hauslehrerzeit auf dem Gut Buschkeiten, nachweisen. Ich glaube aber, daß das nur eine sehr kurze Episode in seinem Leben gewesen ist, die das Zusammenwohnen mit Martin Posner nur auf wenige Wochen oder Monate unterbrochen hat. Meldet doch Johann Heinrich von Falkenstein¹, der als Gemahl einer Enkelin Stielers sehr gut unterrichtet sein konnte, daß dem Hofmeister auf jenem Landgut „viele Verdrießlichkeiten begegneten“. Keinesfalls kommt die Zeit bald nach dem April 1653 in Betracht, weil damals Stieler sich, natürlich nicht ohne Grund, immatrikulieren ließ.

Besondres Interesse gewinnen die übereinstimmenden und sich wechselseitig bestätigenden Erlebnisse während der Jahre des Krieges. Daß auch Filidor, wie Stieler, gegen Polen zu Felde zog, er-

¹ *Analecta Nordgaviensia*. Erste Nachlese, 1734, S. 257.

sehen wir aus dem Begrüßungsgedicht seines Freundes Johannes Wolke (GV. S. 6):

der Bindus muß' erklingen,
auch so, daß selbst der Pohl
sich wandte von den Sebeln.

Kaspar Stieler stand bei dem Dragoner-Regiment von Wallenrodt, erst als Auditeur, schließlich als Kapitän-Lieutenant, also in brandenburgischen Diensten. Da nun im Winter 1655/6 der Kurfürst fast seine ganze Reiterei in Königsberg zusammenzog, so ist anzunehmen, daß auch Stieler-Filidor die Zeit in der Stadt verbracht hat. Und in jenen Monaten wird seine Liebe zu Barbara-Rosille ihren Anbeginn genommen haben, jene Liebe, von der der wackere Posner nichts geahnt zu haben scheint, die aber Filidors ganze Kriegszeit verschönt hat. Im Winter hat er das Mädchen kennen gelernt; er selbst sagt es in dem Gedicht „Seiner Liebe Anfang“ (GV. I 4):

Eiß und Winde
sind meiner Flammen Angezünde.
Du weist es wie auf jener Fluht,
von kalter Norden-Luft gestanden,
ich lag in deiner Arme Banden.
Wie ich dich von dem Wagen nahm
und küßte die gefrorne Wangen:
Bald hat mein Herze Gluht gefangen.

Damals rückte der siegreiche Schwedenkönig Karl X. bis dicht vor die Thore von Königsberg, und in den ersten Tagen des Jahres 1656 wurde zwischen ihm und dem Brandenburger der Vertrag von Wehlau abgeschlossen, in dem sich Friedrich Wilhelm u. a. verpflichtete, ein Hülfsheer von 1500 Mann zu stellen. Unter diesen Truppen, die der König sofort noch im Januar bei aller Winterkälte südwärts durch Masovien, an den Bug und weiter führte, muß sich auch Filidor befunden haben. Denn ein zweiter Winterfeldzug hat in jenen Gegenden nicht stattgefunden. Er gedenkt dieser Unternehmung GV. III 10:

Es hielte mich das Norden-land
wo Zynthius zu Bette gehet,
die Gegend war mir unbekand,
ihr fremder Steig mit Schnee verwehet,
da stund' ich auß Gefahr und Noht
es stritten mit mir Furcht und Tod:
der scharffe Sebel der Barbaren
ist offters um mein Haupt gefahren.
Gradivus ließ mich keiner Ruh
in vielen Nächten nicht genieffen.
Du Bug und strenges Masau du
ihr werdet mir es zeugen müssen.

Aber unter all den Strapazen ist ihm fröhlich zu Sinn gewesen bei dem Gedanken an die Liebe des Mädchens, die er soeben gewonnen hatte:

Doch hab' ich in so vieler Müh
Angst, Sorg' und Furcht geklaget nie,
warum? der Stern der Frölichkeiten,
Rosille leuchtete mir zur Seiten.

Wieviel er dann noch von den Wechselfällen des Krieges mitgemacht hat, entzieht sich unsrer Kenntnis. Im Sommerfeldzug, in der dreitägigen Schlacht bei Warschau standen brandenburgische Truppen an der Seite der Schweden, und sicher Filidor mit ihnen. Dann aber im Spätsommer und Herbst 1656 ging mit weit ausgreifenden Entsetzenschritten die Pest durch die Reihen der Soldaten und wütete im ganzen Ostseegebiet. Auch Stieler-Filidor scheint von ihr ergriffen worden zu sein; eine sonst gar nicht kontrollierbare Angabe bei Falckenstein¹ findet ihre volle Bestätigung durch die Geharnschte Venus. Wir lesen in Stielers Lebensbeschreibung: „Indem er aber in einer Campagne gefährlich krank ward, ließ er sich wieder nach Königsberg bringen“. Und Filidor schildert sich III 4, wie er zum Skelett abgemagert in Königsberg liegt und wie das geliebte Mädchen bei ihm Krankenwache hält:

Ich lieg' allhier auff soviel Wochen,
mein Leib ist lauter dürre Knochen,
der Rippen Purpur bläffet weiß,
der arme Band ist Todten-eyß.

¹ l. c. S. 257.

Ich bin nicht mehr ein Mensch zu nennen,
mich meiden alle, die mich kennen,
Rosille bleibt bey mir und wacht
so manche, manche, manche Nacht.

Auch die Freunde waren redlich um ihn bemüht, in Nacht und Nebel (GV. I Zuschrift) war der treue Posner unterwegs, um Heilmittel zu besorgen.

Nach dieser Krankheit, auf die gewiß eine langsame Rekonvalescenz folgte, scheint Stieler-Filidor nicht wieder ins Heer eingetreten zu sein. Im Frühling 1657 wird er Königsberg verlassen haben. Den Grund seines Abschieds verschweigt er uns (GV. VI 9):

Was mich zwinget abzuscheyden,
weistu Seelchen, mehr als wol.
Der gestrenge Norden-Pol
wil mich dieser Zeit nicht leiden.

Die Landwege waren wohl in den Kriegszeiten noch unsicher; das mag der Grund gewesen sein, weswegen er zu Schiff abreiste (GV. VI 9, 2: ietzt zieht man die Segel auff; 8: Hiemit steig' ich in den Nachen).

Eine kleine Ungenauigkeit begehen die Biographen Stielers, wenn sie ihn gradeswegs nach Hamburg reisen lassen. Er muß nach der oft citierten Abschiedsode an Barbara, III 10, zunächst seine Vaterstadt

Erfurt noch einmal aufgesucht und sich dann erst nach den Hansestädten gewandt haben. Im Hochsommer ist er dort angekommen; am 11. August 1657 datiert er hier die Widmung des zweiten Zehens an die drei Berenshäfer, die Freunde also, die er eben erst besucht hatte.

Dann hat Stieler in Hamburg seine Lieder- sammlung redigirt, ist aber bald wieder weiter gezogen. Die Handelsstadt mit ihren fest eingewurzelten Lebensgewohnheiten war kein Aufenthaltsort für den unruhigen Gast, der erst austoben mußte. Er empfand es selbst, daß er nicht dahin gehöre, und sagt in der Zuschrift des vierten Zehens:

war schon nichts an mir zu finden, welches dieser kleinen Welt die nu ganz Merkurisch lebet, in die stolzen Augen fällt.

Er trieb sich noch jahrelang rastlos in der Welt herum; und eben weil er so eilig die Vaterstadt seines Verlegers verließ, wurde der Druck der „Geharnschten Venus“ so lange verzögert. Erst 1660 trat sie ans Licht.

2.

Eine weitere Stütze für unsre Vermutung gewinnen wir aus den musikalischen Beigaben. Es war besonders in Hamburg Sitte, Lieder- sammlungen

im handlichen Oktavformat mit Melodien auszustatten, einer Singstimme und einer begleitenden Grundstimme. Die Kantoren an den Kirchen der Hansestadt, aber auch Musiker aus andren Orten traten da als Komponisten auf. Mancher hat hunderte von Melodien dieser Art geschaffen und oft so eilig außs Papier geworfen, daß ihm nichts daran lag, sie ausdrücklich mit seinem Namen zu bezeichnen. Meist haben sich die Komponisten damit begnügt, die Anfangsbuchstaben ihres Vor- und Zunamens dem Liede beizufügen.

So ist es auch in der „Geharnschten Venus“ geschehen. Und Raehses Aufgabe bei seinem Neudruck wäre es gewesen, diese Chiffren mitzuteilen. Er hat das nicht gethan, vielmehr, ohne daß ihn jemand kontrollieren konnte, geschlossen: weil einige der Melodien mit J. S. bezeichnet sind, so stammen sie von Jacob Schwieger; und Jacob Schwieger ist der Verfasser der „Geharnschten Venus“.

Ich will hier das Versäumte nachholen, vorher aber noch auf einen Passus in Filibors Vorrede hinweisen: „Die Melodeyen betreffend, sind deren wenige entlehnet, etliche von einem der berühmtesten Meister, auff dessen höchst ruhm-würdigen Satz weder der Neid noch einziger Tadler das geringste

Wort zusprechen mir überschiffet: Übermahl's finden sich andere, die zwar in der Eil, aber dermassen gesetzt, daß sie deiner Lust, wofern du nicht selbst ein Lust-Feind bist, sattfame Genüge thun werden: Die übrigen übelklingenden schreibe ich mir zu, als die ich nach meiner Einfalt gedichtet, nur vor mich und wehm sie gefallen. Mißfallen sie dir; so laß sie liegen. Ich wil doch wol zu hören finden. Willstu sie aber verdammen, so bin ich der erste, der sich wieder dieselbige zu zeugen, erbeut.“

In vier Gruppen also teilt Filidor die Melodien, und so will ich sie auch anordnen.

I. Die entlehnten Weisen, das sind jene französischen Arien und Balletts, deren Texte wir früher bei der Betrachtung des rhythmischen Baues der Gedichte ausgeschieden haben: III 8; IV 4 und 9; VI 1; 2; 3; 4; VII 2 und 8.

II. Die Kompositionen des berühmten Meisters sind nach meiner Vermutung die mit C. B. bezeichneten. Sie verraten die meiste Sorgfalt; dem Musiker lag daran, daß auch die Begleitung in seinem Sinne ausgeführt wurde. Er versah deshalb jede Melodie mit einem bezifferten Baß. Dagegen verrät sich eine gewisse rhythmische Einförmigkeit und sogar Gleichgültigkeit; man sehe z. B., wie er

in I 4 und I 9 den vom Dichter gewollten Rhythmus zweimal auf die gleiche Weise zunichte macht. Von ihm stammen die Lieder I 4; 9; II 5; 8; III 9; IV 2; 6; 8; 10; VII 3; 6; 7; 9; 10. Wer freilich dieser Meister war, vermag ich nicht zu sagen. Sollte es Christoph Bach sein, der Großvater Johann Sebastian Bachs, der ja auch an der Gera wohnte, in Arnstadt?

III. In die Gruppe derer, die der Lust noch fattsam Genüge thun, gehören vier Musiker:

Von M. C. stammen die Weisen II 2; 3; 4; 6; 9; 10; III 4; 5; 6; 7; 10; V 1 bis 10; VII 1. Diese Stücke scheinen wirklich in der Eil gesetzt zu sein;

von J. M. R. stammen VI 5; 6;

von J. K. (vielleicht Johannes Krusius, der für die Hamburger Verleger Nebenlein und Pfeiffer komponierte) II 7; IV 5; 7;

von J. S. I 6; 7. Diese Melodien hat man Jacob Schwieger zugeschrieben! Die kann gar kein Dilettant komponiert haben. Sie gehören zum Besten, das überhaupt in dem ganzen Büchlein steht. Mit voller Freiheit läßt der Musiker die begleitende Stimme sich kontrapunktisch gegen die Melodie

bewegen. Ich glaube, daß diese beiden Lieder von Johann Schop in Hamburg herrühren.

IV. Die Kompositionen Stieler-Filidors sind natürlich die mit C. S. bezeichneten: I 1; 2; 3; 5; 8; 10; II 1; III 1; 2; 3; IV 1; 3; VI 7; 8; 9; 10; VII 4; 5. Sie sind sehr ungleich. I 5 „Laß uns Kind der Jugend brauchen“ klingt so frisch, so volksliedmäßig, so organisch im Periodenbau, daß es uns noch heute anmutet. Andre wieder sind von einem lächerlichen Ungeheiß. Überall aber setzt ein entschiedener Rhythmus ein, der oft zum Stampfen mit dem Fuß herausfordert.

3.

Näme es darauf an, das ganze Wirken Kaspar Stielers zu charakterisieren, so müßte ich die „Geharnschte Venus“ auch mit seinen übrigen Dichtungen stilistisch vergleichen. Er hat noch viel geleistet. Es unterliegt mir schon nach flüchtiger Untersuchung gar keinem Zweifel, daß die sämtlichen Festspiele des Rudolstädter Filidor von ihm herrühren. Aber der Nachweis hierfür würde uns viel zu weit von unserm Stoff ableiten.

Ich habe ferner zu meiner Beruhigung späte Prosaschriften Stielers, vor allem „Zeitungs Luft

und Nuß“ erzerpiert und mit der Geharnschten Venus verglichen. Überall dieselben Formen, dieselben Lieblingswörter. Es lohnt nicht, Verzeichnisse zu geben. Sie tragen zur Charakteristik der Lieder Filidors oder seiner Kunst nichts bei; und seine Autorschaft zu beweisen, giebt es ja Mittel genug.

Aber ein Werk von Kaspar Stieler möchte ich doch noch zur Betrachtung heranziehen, weil dabei einige seltenere Wörter und Wendungen aus der „Geharnschten Venus“ ihre Erklärung finden. Wenn nämlich Stieler der Venusfänger war, so liegt die Frage nahe, wie sich denn zu dem Wortvorrat seiner Lieder das große Lexikon verhält, das er später ausarbeitete, „Der Deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs“, Nürnberg 1691.¹

Man muß sich natürlich klar sein, wie weit man in den Spalten dieses Wörterbuchs eine Bestätigung für die Autorschaft von Filidors Liebesliedern finden kann. Zunächst ist zu berücksichtigen, daß zwischen beiden Werken eine Reihe von Jahrzehnten liegt. Sodann hat Stieler im „Stammbaum“ nicht lediglich seinen eignen Sprachgebrauch fixiert, obgleich er ein besondres Interesse für die Rede seiner Thüringischen

¹ Ich citiere es als TSpr.

Stammesgenossen zeigt. Aber neben vielen andren muß es doch als Beweis für die Identität Stielers und Filidors mit gelten, wenn eine große Reihe auffallender Wendungen gerade aus der „Beharnschten Venus“ in jenem Lexikon so unbefangen seine Erklärung findet, als handle es sich gar nicht um Seltenheiten, sondern um die gebräuchlichsten Dinge.

Es versteht sich, daß die Ausdrücke, die aus der ostpreußischen Mundart gewonnen waren, in Stielers „Stammbaum“ nicht mit aufgeführt sind (Marigelle, vertrögen u. s. w.). Ebenfowenig finden wir solche Wörter, die der jugendliche Dichter, wie so manche Zeitgenossen, im furor poeticus für den Moment neu geschaffen hatte und die, obwohl sie nichts als Komposita sind, doch ein Talent zur Sprachbereicherung zeigen. Solche Wörter, die übrigens auch im Grimmschen Wörterbuch sämtlich fehlen, sind:

Angefuch. GV. I 1, 1: ich will auff Venus An-
gesuch ihr süßes Liebes-handwerk treiben.

Angezünde. GV. I 4, 7: Eyß und Winde sind
meiner Flammen Angezünde.

Beblaut. GV. IV Zuschrift: weil Apollo in dem
Felde des beblauten Himmels blitzt.

Beernstet. GV. V 9, 3: ob ihr beernst Gesicht
auß roter Menje blinke.

- Befelst. GV. VI Zuschrift: so stünd' es nicht be-
selßt in seiner Zierligkeit.
- Bejungt. GV. VI 5, 1: die Kette der bejungten
Zeit.
- Eiservoll (= eifersüchtig). GV. VII 1, 14: Diß
sach der Enffer-volle Mohn.
- Flügelrenner (= Pegasus). GV. VI Zuschrift:
daß ihn der Flügel-renner nach Zeseus
Tochter trug.
- Hochwitz. GV. Zuschrift zu den Sinnreden: Euer
hoch-wizz zwinget mich diese Reden Euch zu-
geben.
- Judasfeuer (= verräterisches Feuer). GV. V 4, 5:
Latern und Licht entdeckt mich nur nicht!
kehrt ab das Judas-Feuer.
- Milchblut. GV. I 3, 3: Das Milch-blut der
Zinnober-Wangen.
- Messelkuß. GV. II 2, 12: o ihr scharffen Messel-
küsse, o daß ihr mir wart so süsse!
- Pferdeguß (= Hippokrene). GV. I 2, 5: so bin
ich schon beslöffet mit Wasser auß dem
Pferde-Guß.
- Ruhmmaul (als Schimpfwort). GV. II 8, 2:
Sieh, Ruhm-maul, wie bestehstu nu!

Seidenhand. GV. IV 3, 5: Sie rührte mit den
Seiden-Händen mich, ihren Lieben, sachlich an.

Ungemenscht. GV. V 2, 3: was mich so ungemenscht wil kränken; VI 6, 2: Rauffet euch, Ihr Nymfen=schaaren, ungemenschet in den Haaren.

Unglücksstand (nach Analogie des gebräuchlichen „Freudenstand“). GV. III Zuschrift: das mir im Unglücks-stand . . . boht Gult und treue Hand.

Auch viele Komposita mit Honig, Silber, Wolle, Zucker, die im 17. Jahrhundert immer affektierter werden, gehören hierher.

Es fehlen sodann in Stieler's „Stammbaum“ solche Wörter aus der „Geharnschten Venus“, die inzwischen veraltet waren. Gerade für diesen Prozeß des Absterbens gewisser Wörter, die ein und derselbe Dichter in der Jugend braucht und im Alter verwirft, ist der Vergleich der Lieder mit dem Lexikon interessant. Hier sind zu nennen:

Aufwärtig. GV. III Zuschrift: Meiner Hochgeehrten Herren aufwärtiger Diener.

Bereicht (= bereichert). GV. I Zuschrift: Was für lehr-bereichte Lust hab' ich dar bey dir genossen!

Bezwängnis. GV. VI Zuschrift: meiner Schuldigkeit Bezwängnüß zu erfüllen.

Man sieht, Stieler braucht solche am Ende des Jahrhunderts abkommende Wörter gern in den Zuschriften, wo er sich feierlicher giebt; sie klangen also wohl schon in den fünfziger Jahren etwas altmodisch. Dazu kommt, daß er in der „Beharnschten Venus“ das Verbum „sehen“ flektiert: siehst, sicht, sach u. s. w., im TSpr. dagegen anmerkt, diese Formen seien nur die vulgären, die jetzt gebräuchlichen „siehst, sah u. s. w.“ dagegen reines Schriftdeutsch. Noch ein andres Wort wird man in Stielers TSpr. vergeblich suchen, das Adjektiv „gölden“. Diese Kompromißform zwischen gülden und golden ist um die Mitte des 17. Jahrhunderts nicht selten, kommt aber rasch aus der Mode. Filidor schreibt durchweg „gölden, vergöldet“ — in Parenthese will ich bemerken: innerhalb der Reihe der Rudolstädter Festspiele ändert sich der Gebrauch — der alte Stieler braucht nur „gülden“. Und TSpr. S. 679 hebt er den Finger auf und lehrt: „Gülden, adj. non Gölden, quia o in u nobis perpetuo mutatur“.

Nun aber die Beispiele, die uns zeigen, wie noch dem alten Stieler die Sprache des jungen Filidor mit all ihren charakteristischen Wendungen vertraut

ist, so daß manchmal der „Stammbaum“ geradezu auch ein Lexikon zur „Geharnschten Venus“ darstellt.

Beflößen (fehlt im Grimmschen Wörterbuch).

TSpr. = inundare; GV. I 2, 5: so bin ich schon beflößet mit Wasser auß dem Pferde-Guß.

Bereiben. TSpr. 1579: sie läßet sich den Drüschel (= gespitzten Mund) gern bereiben; GV. II 4, 2: laß dir den Mund nicht so bereiben.

Bloß. TSpr. 200: ein bloßen schlagen, frustrari, a spe dejici, repulsam ferre; GV. II 8, 4: Fürwahr, du schlägest einen bloßen.

Dadern. TSpr. 268: Dad, est sonus anserum gingrientium: dadada, unde verbum . . . dadern . . . clamare ut anseres solent; GV. I 7, 4: die Dader-Ganß.

Donnerbesen. TSpr. 834: Donnerhure, execranda ac diris devovenda meretrix; GV. VII 4, 1: In Avernus roten Schlund mit dem durren Donnerbesen.

Entädern. TSpr. 9: entädert, enervis, debilis, infirmus; auch in der Vorrede des TSpr.: dem darf kein Zuchthaus nicht der Kräfte Mark entädern; GV. III 7, 1: Ich bin ohn

diß entädert bleich; III 10, 5: Der weite Weg entädert meines Leibes Zier.

Gecker. TSpr. 621: Gecker irrisor, im DWB. 4¹, 1923 nur aus Lexicis belegt; GV. VI 2, 3: Amor, der Vekker, Jungfern=Gecker.

Hinfall. TSpr. 423: Hinfall obitus, im DWB. 4², 1429 nur aus TSpr. belegt; GV. II 10, 3: Wird iemand denn nach deinem Hinfall dein erwehnen.

Hüllen (das Simplex statt eines Kompositum). TSpr. 864: den Kopf hüllen; GV. VI 6, 2: hüllet euer Angesichte.

Inland. TSpr. 1062: Eyland, Inland et Insel, insula; GV. III 9, 1: daß diß das Inland Zypern sey; auch in den Rudolstädter Festspielen, sonst scheinbar gar nicht zu belegen.

Kreide. TSpr. 1034: Kreide quoque idem est quod Lojung, symbolum militare; GV. VII 2, 6: Sie merkte bald die Kreid'; VII 8, 4: Ich vermerkte bald die Kreide.

Lachgesicht. TSpr. 2023: Lachgesicht, facies hilaris; GV. V 8, 2: Das Lach-gesicht der Charitinnen.

Mispreisen, im DWB. außer bei Zingref nur aus Lexicis belegt. TSpr. 1476: mispreisen,

despectui habere, laudem deprimere; GV.

V 6, 5: denn wird es an uns mißgepreist.

Miffen c. gen., ist Stieler besonders vertraut, cf. DWB. 6, 2260. TSpr. 1281: ich kan deiner wol mißen; GV. V 5, 1: Gh ich wolte deiner mißen.

Schellen (= zerschellen). TSpr. 1724: Schellen, cum fragore rumpi, quod frequentius dicitur Zerschellen; GV. V 2, 5: es müssen deine Schwellen durch seinen Blizz in stücken schellen.

Schleuder. TSpr. 1818: Schleuder, propr. esset luxus; GV. VI 10, 4: Du sizzeft auff der Schleuder, d. h. du hast was zu verschleudern, vergeuden.

Schnitt. TSpr. 1901: Schnitt etiam est non solum mendaciunculum et gloriatio, sed et impudens et immane mendacium; GV. II 8, 2: wer traute dir die Schnitte zu!

Schönchen. TSpr. 1755: Mein Schönchen, lux, voluptas, columba, bella mea etc. GV. VI 3, 4: so viel Sachen, die . . . auff diß Schönchen sein gewendet an.

Schwänzen. TSpr. 1954: Durch die Gaßen schwänzen, ambulare per plateas cum pom-

pa, ut quis spectetur ab aliis; GV. Zugabe
12: Du gehst durch alle Gassen schwänzen.
Tacht. TSpr. 2245 verwirft die Formen Docht
und Dacht; GV. Sinnreden XL: Weil der
Neid nach Schwefel=tacht, Feuer=zeug und
Zunder gehet.

4.

Nun fehlt, um die Kette der Beweise zu schließen,
wohl nur noch das Eine, daß Filidor einmal in der
„Geharnschten Venus“ ausdrücklich sagt: Ich heiße
Kaspar Stieler. Halbwegs verrät er sich in der
That schon in dem Gedicht IV 8. Er sagt: Ich
besinge dich, Geliebte, unter vielen Namen, Dorinde,
Mele, Rosille und Buschgen, so wie ja auch du mich
verschieden nennst, bald Filidor, bald Oridor¹, bald
Karpes. Dieser dritte Name ist natürlich ein Ana-
gramm für Kasper.

Aber viel klarer redet eine andre Stelle. Simon
Dach hat einmal (K. 136) seinen anagrammatisch

¹ Diese, wie überhaupt sehr viele maskierende Namen
im 17. Jahrhundert haben, so schlecht sie gebildet sind, doch
ihre gute Bedeutung. Filidor ist jedenfalls mit *φιλία* und
δῶρον in Verbindung zu bringen und bezeichnet das Ge-
schenk der Liebe, den Liebhaber; Oridor soll offenbar den
Sohn des Gebirges andeuten, der in die norddeutsche Tief-
ebene verschlagen ist.

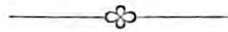
umgewandelten Namen für eine scherzhafte Versicherungsförmel verwendet:

Damon, wo hinfort dich Preußen
Und vorauß des Pregel's Rand
Weg läßt in dein Vaterland,
Wil ich nicht Chasmindo heißen.

Diese Wendung ahmt Filidor nach in den Versen GV. II 8, 1:

Und wo ich dir's, Zelinde, schenke,
so heiß' ich Peilkarastres nicht.

Peilkarastres ist aber nichts andres als ein Anagramm des Namens: Kaspar Stieler.



Stieler hat nie wieder eine Lieder Sammlung herausgegeben. Übermut und Thatenlust, auf-rüttelnde kriegerische Erlebnisse und eine kurze herzliche Liebe hatten den Dyrker in ihm er-weckt. Als aber auf Jahre der Unrast die Ruhe folgte, mit Amt und Ehren, Hochzeit und Kindtaufe, da versiegte diese Ader. Mit keiner Silbe hat er in späterem Alter der „Geharnschten Venus“ gedacht. Eine Erscheinung, die uns im 17. Jahrhundert so oft begegnet, wiederholt sich bei ihm: er schämte sich seiner poetischen Jugendsünden. In der Deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs streift der Blick des „Spaten“ manchmal die deutsche Dichtung: unter dem Wort „Hütte“ denkt er der Kürbshütte, unter dem Wort „bringen“ der fruchtbringenden Gesellschaft; in dem Artikel „rüstig“ drängt es ihn, Johann Rists Andenken zu erneuen. Aber, was einem anders gearteten Poeten wohl nahe gelegen hätte, bei dem Worte „geharnscht“ sich der Venus

zu erinnern, das kam Kaspar Stieler nicht in den Sinn. Und so ist es kein Wunder, daß die Lieder-
sammlung jahrhundertlang als ein anonymes
Werk galt oder einem falschen Autor zugeschrieben
wurde.



U. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung in Marburg.

- In unserem Verlage erschien:
- Arnold, Wilhelm**, Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme. Zumeist nach hessischen Ortsnamen. 2. unveränderte Auflage. gr. 8. XIV, 694 S. Mk. 16,00
- Böckel, Otto**, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen. Gesammelt und mit kulturhistorisch-ethnographischer Einleitung herausgegeben. gr. 8. CLXXXVIII, 128 S. Mk. 4,00
- Dietrich, Franz**, Frau und Dame. Ein sprachgeschichtlicher Vortrag. gr. 8. 23 S. Mk. 0,50
- Drescher, Carl**, Studien zu Hans Sachs. Neue Folge. gr. 8. 102 u. LIV S. Mk. 4,00
- Fuhr, Karl**, Die Metrik des westgermanischen Alliterationsverses. Sein Verhältnis zu Otfried, den Nibelungen, der Gudrun u. gr. 8. 148 S. Mk. 3,60
- Kauffmann, Friedrich**, Deutsche Grammatik. Kurzgefaßte Laut- und Formenlehre des Gotischen, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. VI, 108 S. Mk. 2,10
- Kartoniert " 2,40
- Deutsche Metrik nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Neue Bearbeitung der aus dem Nachlaß Dr. A. F. C. Vilmar's von Dr. C. W. Grein herausgegebenen deutschen Verskunst. 16 Bogen. 8. Mk. 3,60
- In Leinen gebunden " 4,20
- Koch, Max**, Das Quellenverhältnis von Wielands Oberon. gr. 8. 57 S. Mk. 1,20
- Kolbe, Wilh.**, Hessische Volks-Sitten und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit. 2. sehr vermehrte Auflage. gr. 8. 191 S. Mk. 1,80
- Könnecke, Gustav**, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. Enthaltend 2200 Abbildungen und 14 blattgroße Beilagen, davon 2 in Heliogravüre und 5 in Farbendruck. Nach den Quellen bearbeitet. 2. Aufl. Siebentes bis erstes Tausend. Gr. Folio. XXVI, 423 S. Mk. 22,00
- Gebunden " 28,00
- Auch in 11 Lieferungen zu je 2 Mark zu beziehen.
- Lucas, Karl**, Aus deutscher Sprach- und Litteraturgeschichte. Gesammelte Vorträge. gr. 8. XI, 249 S. Mk. 3,00
- Gebunden in Leinwand " 4,20
- Zur Goetheforschung der Gegenwart. Rede bei der Marburger Universitätsfeier des 82. Geburtstags Seiner Majestät des Kaisers. kl. 8. 1878. 24 S. Mk. 0,50

N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung in Marburg.

In unserem Verlage erschien:

- Pfister, Hermann von**, Mundartliche und stammheitliche Nachträge zu A. F. C. Vilmar's Idiotikon von Hessen. Mit 1 Karte. gr. 8. XVI, 360 S. Mk. 5,00
- Idiotikon von Hessen durch Vilmar und Pfister. Erstes u. zweites Ergänzungs-Best. gr. 8. VII, 28 S. à Mk. 1,20
- Sagen und Aberglaube aus Hessen und Nassau. Als Beitrag zu vaterländischem Volkstume bearbeitet und herausgegeben. kl. 8. XV, 172 S. Mk. 1,50, kart. Mk. 2,00
- Schröder, Eduard**, Jakob Schöpfer von Dortmund und seine deutsche Synonymik. gr. 4. 37 S. Mk. 1,20
- Stengel, Edmund**, Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. Eine Sammlung von Briefen und Aktenstücken als Festschrift zum hundertsten Geburtstag Wilhelm Grimms den 24. Februar 1886 zusammengestellt und erläutert. 2 Bände. Mk. 4,00, gebunden Mk. 6,00
- Stern, Adolf**, Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart. 3. neubearbeitete und vermehrte Auflage. gr. 8. VIII, 180 S. Mk. 1,50
Gebunden in Leinwand " 2,25
- Victor, Wilhelm**, Die Aussprache des Englischen nach den deutsch-englischen Grammatiken vor 1750. gr. 8. IV, 16 S. Mk. 0,50
- Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? Ein Vortrag. Zweite Auflage. 8. 28 S. Mk. 0,50
- Vilmar, A. F. C.**, Anfangsgründe der deutschen Grammatik zunächst für die oberen Klassen der Gymnasien.
III. Wortbildungslehre. (Mit Benutzung des Nachlasses von A. F. C. Vilmar bearbeitet von G. Th. Dithmar.) gr. 8. 47 S. Mk. 0,60
- Geschichte der deutschen Nationallitteratur. 24. vermehrte Auflage. Mit einem Anhang: Die deutsche Nationallitteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart von Adolf Stern. gr. 8. XVI, 745 S. Mk. 7,00
Gebunden in Leinwand oder Halbfranz " 8,50
- Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. 3. vermehrte Auflage. gr. 8. XVIII, 260 S. Mk. 2,40
Gebunden in Leinwand " 3,20
- Zur Feier des 5. November 1894, des 400. Geburtstages von Hans Sachs. Sonderabdruck aus der 2. Aufl. von Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur (enth. 27 gleichz. Abb.). Gr. Folio. 8 S. Mk. 0,60

